

**Geographisch-landeskundlicher
Atlas von Westfalen**



**Lieferung 8
Doppelblatt 2**

**Begleittext
zum Doppelblatt**

MUSEEN 1990/91
aus dem Themenbereich **V**
KULTUR UND BILDUNG

von
Markus Walz

Herausgegeben von der
Geographischen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Aschendorff Münster
1996

INHALT

1.	Museum – Museen:		3.3	Ausstellungsfläche (zu Karte 2.3)	18
	Ein Einführung	1	3.4	Museumsbesuche(r) (zu Karte 2.4) ..	23
1.1	Museumsdefinitionen	1	3.4.1	Besuch und Besucher	23
1.2	Vielfalt des Musealwesens	1	3.4.2	Besucher und Besuche	26
1.3	Abgrenzungsdefinition	4	3.4.3	Besuchsdichte	26
			3.4.4	Besuch und Sammlungs- schwerpunkt	28
2.	Museen und Ihr Sammlungs- schwerpunkt (zu Karte 1)	4	3.4.5	Besuch und Aufwand	30
2.1	Museen 1990/91	4	3.4.6	Besuch und Angebot	31
2.2	»Museumslandschaften«	5	3.4.7	Besuch und Standort	34
2.3	Museumsdichte	6	3.4.8	»Besuchsboom«	36
2.4	Sammlungsschwerpunkte	9			
3.	Einzelne Merkmale der Museen	13	4.	Musentempel oder Museumsland- schaft? – Eine Zusammenfassung ...	38
3.1	Träger (zu Karte 2.1)	13			
3.2	Ersteröffnung (zu Karte 2.2)	16	5.	Literatur	40

Museen in Westfalen-Lippe

VON MARKUS WALZ, MÜNSTER

1. MUSEUM – MUSEEN: EINE EINFÜHRUNG

1.1 MUSEUMSDEFINITIONEN

»Ein Museum, das könnte der Inhalt der Handtasche meiner Großmutter, meine eigene Wohnung, eine belebte Eisenbahnstation ebenso sein wie Vierzehnheiligen oder alles, was sich hinter den dorischen Säulen des als British Museum in Bloomsbury bekannten Bauwerkes verbirgt« (LAUNERT, 101).

Mit spitzer Feder spießt LAUNERT das alltagssprachliche Verständnis von »Museum« auf; dahinter liegt die Unbestimmtheit eines Begriffs, der weder durch gezielte Nachfrage (wie »Kaufhaus«) noch durch Gesetze (wie »Archiv« oder »Weiterbildungseinrichtung«) festgelegt ist. Nicht, daß es keine Museumsdefinition gäbe. So sagen die Statuten des ICOM, der UNESCO-Unterorganisation für Museen: »Ein Museum ist eine nicht gewinnorientierte ständige Einrichtung im Dienst der Gesellschaft und ihrer Entwicklung, die der Öffentlichkeit zugänglich ist und materielle Zeugnisse über den Menschen und seine Umwelt erwirbt, bewahrt, erforscht, bekanntmacht und ausstellt zum Zwecke des Studiums, der Erziehung und Bildung und der Erbauung.« Dem ICOM ist ausdrücklich bewußt, daß diese Begriffsbestimmung Bibliotheken, Archive, Boden- und Naturdenkmäler, Naturreservate, Planetarien, botanische und zoologische Gärten einschließt. Deutlich enger antwortet der Deutsche Museumsbund 1978 auf die selbstgestellte Frage »Was ist ein Museum?«: »Ein Museum ist eine ... aus erhaltenswerten kultur- und naturhistorischen Objekten bestehende Sammlung ... Es muß eine fachbezogene Konzeption aufweisen ... muß fachlich geleitet, seine Objektsammlung muß fachmännisch betreut werden ... Die Schausammlung des Museums muß eine eindeutige Bildungsfunktion besitzen.«

Die reale Begriffsverwendung ist anders: Das traditionsreiche Tübinger Veranstaltungshaus heißt »Museum«, eine Wuppertaler Kneipe ernannte sich zum »Müllmuseum«; die Kunsthalle Recklinghausen besitzt Sammlungsgut, zeigt aber nur Sonderausstellungen; das »Aquarius Wassermuseum« in Mülheim an der Ruhr präsentiert ausschließlich Informationsträger,

kein Sammlungsgut, und betrachtet das als Kunst (»Environment«).

Kein Wunder, daß die Vorworte handelsüblicher Museumsführer zwar den Reichtum und die Dichte der jeweiligen »Museumslandschaft« herausstellen, aber durchweg die angewandte Museumsdefinition verschweigen. Das soll hier nicht geschehen; vielmehr stellt der folgende Abschnitt die inhaltlichen Probleme heraus, bevor die hier zugrundeliegende Abgrenzungsdefinition vorgetragen wird.

1.2 VIELFALT DES MUSEALWESENS

»Musealität ... bedeutet, daß der Mensch ausgewählte Gegenstände als Zeugnisse bestimmter Sachverhalte für so wichtig erachtet, daß er sie unbegrenzt bewahren und der Gesellschaft vermitteln will.« (WAIDACHER, 34). Ein solcher erkenntnisorientierter Auswahlprozeß steht jedoch typischerweise nicht am Beginn eines Museums; den Anstoß zu den reichhaltigen Sammlungen des Stadtmuseums Menden z.B. gab 1912 dieser Aufruf: »Wir bitten um ... Zusage von Altertümern auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes (Skulpturen, Gemälden, Kupferstichen, Gemmen, Gobelins, Arbeiten in Metall, Ton, Glas, Porzellan, Mosaiken, Waffen, Schmucksachen, Uhren, Goldwaren, Truhen, kunstvollen oder durch ihre Eigenart interessanten Möbeln, Leuchtern, Münzen usw.), soweit diese Stücke auf unsere Stadt und ihre nächste Umgebung Bezug haben« (RINGBECK, 290).

Hier scheint die verbreitete Vorstellung durch vom Museum als »Speicher, Archiv, Hort aller Gegenstände, die unbrauchbar, unnütz, bedeutungslos zu werden drohen«, die das Museum zum »Medium einer kollektiven Trennungsrbeit« macht (FLIEDL 1993, 214). Die museale Aufbewahrung schöpft neue Werte aus dem Wertverlust: Die Musealien werden zu Belegstücken ihres untergegangenen Bedeutungszusammenhangs, sie verlieren ihre Stellung in Leben und Tradition und gewinnen »historischen« Wert (FLIEDL 1990, 171f.).

Doch selbst dieser Zeitbezug ist nicht allen Museen gemein: Museen für zeitgenössische

Kunst pflegen durch Ankäufe im Künstleratelier, teils gar durch Auftragsarbeiten, neuwertigen oder erst entstehenden Objekten die Bedeutung eines zukünftig historischen Dokuments zuzusprechen; biologische Museen verfahren durch die Präparation gegenwärtiger Lebewesen vergleichbar. Technische Museen versuchen sogar, durch die Präsentation von »Zukunftstechnologie« den musealen Zeitbezug umzukehren.

Eindeutiger als der Zeitbezug ist die wissenschaftliche Stützung der Museen. Unterschiedliche »Leitwissenschaften« verleihen den einzelnen Museen jeweils »wissenschaftlich legitime Bezugsrahmen, durch die sowohl der Bereich zu sammelnder und dargebotener Objekte als auch ihre Bewertung und Interpretation bestimmt« werden (TREINEN 1974, 23). Dieses fachwissenschaftliche Fundament des Museumswesens tritt in der zitierten Definition des Deutschen Museumsbundes überdeutlich hervor. Nicht von ungefähr sind Museen ein wissenschaftliches Tätigkeitsfeld; von 43 hauptamtlichen Museumsleitern in Westfalen-Lippe hatten 1986 34 ein abgeschlossenes Hochschulstudium (FREESE, 30). Von den 245 hessischen Museen wurden 1990 76 hauptamtlich geleitet; insgesamt beschäftigten diese Museen 304 Personen mit wissenschaftlicher Ausbildung (Hessischer Museumsverband, 46).

Die Verwissenschaftlichung des Museumswesens entspricht dem geforderten systematischen Vorgehen beim Sammlungs Aufbau; gleichwohl kann dieser begrenzt sein: Schloßmuseen, Gedenkstätten und Schatzkammern sind Beispiele für museale Sammlungen, die als Komplex gegeben und kaum erweiterbar sind. Das vorhandene Sammlungsgut und die wissenschaftliche Betreuung garantieren aber nicht den unveränderten Bestand eines Museums. Der Soziologe TREINEN denkt an den Einfluß von »Zeitgeist« auf den wissenschaftlichen Rahmen eines Museums, so daß durch Bedeutungswandel »Umwälzungen« der Objekte aus der Ausstellung ins Depot und umgekehrt geschehen (TREINEN 1973a, 348). Aus Sicht der Fachwissenschaften ist der Begriff des »Paradigmenwechsels« angebracht.

Auch diesen Aspekt spiegelt nicht die Gänge des Museumswesens. Die Anpassungsfähigkeit ist endlich: 54 % der 191 niedersächsischen Museen hatten 1975 kein Depot (Bestandser-

hebung, 88), so daß für die erwarteten »Umwälzungen« kaum mehr als ein Schrankfach bleibt. Die für die vorliegende Darstellung erhobenen Daten (1990) fallen etwas günstiger aus: 390 museale Einrichtungen machen über Magazinverhältnisse Angaben; genau ein Drittel verfügt über keinen Depotraum, 27 % auch über kein Depotgut. So mag manches Museum als Ganzes museal werden; über Museums-schließungen berichtet Abschnitt 3.2. »Radikalkuren« sind ebenfalls denkbar: Das der DDR-Gegenwartskunst gewidmete Museum Schloß Oberhausen wandelte sich jüngst durch völlige Magazinierung der Exponate in eine Kunstgalerie; vor dem aufsehenerregenden Kunstmuseumsbau »Städtisches Museum Abteiberg« in Mönchengladbach denkt man auch nicht, daß diese Institution 1904 als stadtschichtliche Sammlung begann.

Stellt man die gegenwärtige Präsenz der Sammlungen in den Blickpunkt, so wird der Museumsbegriff auch nicht klarer. »Museen sind ... seltsam ungenau zu verorten. Überwiegend dem Kulturbereich Wissenschaft entwachsen, sind sie ... Institutionen geworden, die von allem etwas aufweisen. Sie sind als Sammlungen Wissenschaft und Kunst verpflichtet, als öffentlich-rechtliche Einrichtung müssen sie sich über öffentliche Aufgaben wie Bildung legitimieren, als Kostenfaktoren geraten sie in den Sog der Freizeitindustrie und des Tourismus, über Ausstellungen realisieren sie ... eigenen Mediencharakter« (SCHUCK-WERSIG u.a., 42).

Einer dieser externen Faktoren scheint unumstritten zu sein: »Es besteht Einvernehmen über die Bildungsaufgabe des Museums« (Die Museen, 25). Es ist bezeichnend, daß der unbestimmte Begriff Museum an Globalitäten wie »Kultur« und »Bildung« angelehnt wird; statt Definitionen erhält man gedankliche Kurzschlüsse: »Unser Verständnis von Bildung ist ... relativ offen, wir engen von uns aus nicht ein, was Bildung ist, sondern akzeptieren das Verständnis von Bildung, welches wir in den Museen vorfinden. Unsere Herangehensweise ist dabei empirisch, wir fragen nach der Realität des Bildungsauftrags am Museum, nicht danach, wie er sein soll« (NUISSL u.a., 22).

Warnende Worte gibt es genug: Nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zusammengetragene Ausstellungen setzen zum Verständ-

nis bereits gegebene Kenntnisse voraus – Bildung eben (TREINEN 1988, 30). Musealien bergen Informationen in sich, museale Forschung kann diese entdecken und in Wissensstoff formen, aber nicht jedes Detailwissen ist Bildungsgut. Bildung ist mit Lernen verknüpft; ohne aufgesetzte Programme («Museumpädagogik») vermitteln Museen aber weniger Wissen, als daß sie Wissen repräsentieren (TREINEN 1975, 121). Es werden auch »Archive, Bibliotheken, Konzerthäuser, Theater u. a. für Erziehungsaufgaben eingesetzt. Doch ist dafür weder erforderlich noch üblich, daß sich die besuchten Institutionen selbst als Orte der Erziehung und des Lernens definieren« (WAIDACHER, 214).

Die herkömmlichen Bedingungen für Lerneffekte fehlen im Museum: »eindeutige Lernziele, Aufgeschlossenheit der Teilnehmer diesen Zielen gegenüber, eigene ... Aktivität der Teilnehmer, die Möglichkeit der Rückkopplung zwischen Teilnehmern, Vermittlern und dazugehörigen Symbolen« (GRAF/TREINEN, 125). Es ist wohl keine kindliche Bosheit, wenn bei Befragungen Schüler im Deutschen Museum München (einem der größten »Informationstempel überhaupt!) mehrheitlich äußerten, sie seien weniger zum Lernen als zum Vergnügen dort (GRAF/TREINEN, 108). Mit Hellsichtigkeit entlastete die Kultusministerkonferenz schon 1969 das Museumswesen vom eigenen Bildungsauftrag: »Museen ergänzen und begleiten die pädagogischen Bemühungen fast aller Bildungseinrichtungen« (Ständige Konferenz, 4). Man mag das Verhältnis von Museum und Bildung als unbestimmt belassen. KÖSTER bemerkt, daß museale Bildungsarbeit vom Museum als Ganzem abhängig ist, »während umgekehrt kein anderer Bereich auf die Bildungsfunktion angewiesen zu sein scheint« (KÖSTER, 49).

Fragt man jenseits dessen nach dem Gebrauchswert von Museen, so werden meist Begriffe eines hohen Abstraktionsgrades bemüht. Sie entstammen teils der Selbstrechtfertigung des Kostenträgers (z. B. die »kulturelle Daseinsvorsorge« kommunaler Museen), teils sind sie rein programmatisch, wie Unterstützung »in der Suche nach neuen Formen der Kommunikation, der Selbstfindung und Selbstverwirklichung«, »den Menschen in einer sich verändernden Welt Orientierungen zu geben und sie zu eigener Kreativität anzuregen« (DEUTSCHER STÄDTETAG,

27), Ort »festlicher Erhebung«, »kulturellen Austauschs« oder von »Zukunftskonstruktion« (Neues, 30). Soziologische Erwägungen hingegen unterstellen eine Art Kulturghetto: Die »Existenz des Museums bietet die kollektivgedankliche Möglichkeit, unverständliche oder gar als feindlich empfundene kulturelle Tendenzen abzuwehren, indem man sie dem Museum zur Verarbeitung zuweist, gerade um sich mit ihnen im Alltag nicht beschäftigen zu müssen« (GRAF/TREINEN, 140).

Zur Erfüllung dieser funktionalen Ansprüche wird – neben den Sammlungen – ein vielfältiges Programm angeboten. Eine Umfrage des Deutschen Städtetages förderte als Museumsveranstaltungen 1978 zutage: Vorträge, Autorenlesungen, Diskussionen mit Künstlern; Theater-, Puppentheater-, Volkstanz-, Pantomimedarbietungen, Konzerte, Filmvorführungen; Handwerksdemonstrationen; Vorlesewettbewerbe; Malkurse; Beratungsstunden; Verleih von Kunstwerken (Kultur in den Städten, 52).

Kein Wunder, daß der Publikumszuspruch groß, aber auch je Haus sehr unterschiedlich ausfällt und oft unklar ist, ob der Besuch dem Sammlungsgut oder dessen Umrahmung gilt. Den Ergebnissen der Besucherforschung widmet sich ausführlich Abschnitt 3.4; vorab sei nur festgehalten, daß das beschreibbare Besucherverhalten für eine Museumsdefinition wenig ergiebig ist: Besucher bevorzugen es, lieber alles flüchtig als einiges eingehend zu betrachten (GRAF/TREINEN, 145–147: »Kulturelles Window-shopping«). Sie sprechen wenig von Bildung und Unterhaltung, mehr von Lust und Selbstbestätigung (SCHUCK-WERSIG u. a., 8); den Museumsbesuch nutzen sie »oft als Kulisse eines sozialen Ereignisses« wie Urlaub, Ausflug oder Festgestaltung (KLEIN 1990, 225). Diese zunächst oberflächlich und undefinierbar anmutende Nutzung der Museen fügt sich gut ein in TREINENS Bestimmung der Museen als Massenmedium (TREINEN 1990, 163).

Die hier beschriebene Flut unverbundener Definitionsansätze verbietet klare Antworten darauf, was ein Museum ist (und was keines) und wieviele Museen es gibt. Fachverbände und Zuschußgeber beschränken ihre Zahlenangaben; Tourismusverbände und Verleger von Museumsverzeichnissen bevorzugen Vielfalt, also möglichst hohe Zahlen; Kulturpolitiker

behaupten gerne, ihr Bezirk habe eine reichere »Museumslandschaft« als anderswo. Andere versuchen sich in mehrstufigen Beschreibungen, die je nach fachlicher Qualität »Museen« und »Sammlungen« unterscheiden oder je nach Ausstellungsfläche und Sammlungskonzept zwischen »Heimatstuben, Heimat Häusern und Heimatmuseen« (so RODEKAMP, 105).

1.3 ABGRENZUNGSDEFINITION (zu Karten 1 - 2.4)

Auch die Karten "Museen 1990/91" im vorliegenden Doppelblatt des Geographisch-landeskundlichen Atlas von Westfalen können nur eine der möglichen Dokumentationen des Themas sein. Sie sind in sich geschlossen, aber nicht unmittelbar mit anderen Werken (Museumsverzeichnisse, -statistiken) vergleichbar. Sie beruhen auf einer Auswertung solcher Werke, auf dem Kenntnisstand des Westfälischen Museumsamtes des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, auf hilfreichen Mitteilungen der Museumsberater und Museumsämter in Niedersachsen und Bremen, Nordhessen, Rheinland und Rheinland-Pfalz (Koblenz) sowie des Bundes der Vertriebenen, Bonn, und auf einer schriftlichen Befragung der Museen im wiedergegebenen Gebiet, welche das Westfälische Museumsamt 1991/92 durchführte. Diese Form der Datenerhebung verbietet qualifizierende Auswahlkriterien.

Die fachwissenschaftliche Bedeutung der einzelnen Museen wird nicht betrachtet, ebenso wenig die gesellschaftlich bedeutungsvollen Leistungen, der verantwortliche Umgang mit den Musealien, die konservatorischen Bedingungen, die pädagogische Vermittlungstätigkeit oder der Veranstaltungsaufwand. Im Blickpunkt steht allein der ausgestellte Sammlungsbestand. Die frei gewählte Abgrenzungsdefinition lautet: »Museen sind Sammlungen beweglicher, unbelebter Gegenstände, die der objekttypischen Nutzung entzogen sind, nicht zum Verkauf bereitstehen und der allgemeinen Öffentlichkeit in einem baulich umgrenzten Bereich, der überwiegend der Ausstellung dient, ständig (zumindest in Sammlungsteilen) präsentiert werden. Ausgeschlossen sind Bibliotheken und Archive.«

In der Beschreibung des Bestandes (Artefakte, Naturalien, Naturpräparate, Erinnerungsgü-

ter) ist diese Festsetzung erheblich enger als die Auffassung des ICOM. Deutliche Grenzen ergeben sich zu Kunsthandlungen, Privatsammlungen, Ausstellungshäusern/Galerien (ohne Dauerpräsentation), »Museumseisenbahnen« und zu den verbreiteten Schauvitriolen in anderen Raumzusammenhängen (Behördenfoyers, Gewerbe-, Kirchenräume).

Dem Autor ist bewußt, daß die Abgrenzung zu anderen Kulturinstituten nicht von Dauer sein kann. Die umfangreichen Bestände und Ausstellungen regionalgeschichtlicher Musealien im Stadtarchiv Bochum z.B. zeigen einen Trend zur Institutionen-Synthese, ebenso der jüngst eröffnete, umgrenzte Bodendenkmalbereich an der Schwanenstraße in Duisburg, den Tafeln und wetterfeste Vitriolen zum »Freilichtmuseum« machen.

Wegen der kartographischen Darstellbarkeit wird nicht die inhaltliche, namentliche oder rechtliche Einheit berücksichtigt, sondern die Besichtigungseinheit, also etwa nicht die zentrale Verwaltung des Westfälischen Industriemuseums in Dortmund, sondern jeder Standort einzeln (z. B. das Westfälische Textilmuseum, Bocholt). Dagegen umfaßt das Westfälische Freilichtmuseum Detmold zwar rund hundert Gebäude, diese sind aber nur gemeinsam durch die Umfriedung zu erreichen. Anschaulich sind die »Museen der Stadt Lüdenscheid«: Das Hauptgebäude enthält die Städtische Galerie und das Stadtmuseum, diese beiden Museen betreten an anderen Standorten eine Galerie (ohne Sammlung) und ein Schmiedemuseum – das Kartenbild zeigt zwei Einrichtungen (Hauptgebäude und Schmiedemuseum).

2. MUSEEN UND IHR SAMMLUNGSSCHWERPUNKT (zu Karte 1)

2.1 MUSEEN 1990/91

Der Geographisch-landeskundliche Atlas von Westfalen stellt die Verbreitung musealer Angebote dar, über Länder- und Landesteilgrenzen hinweg nach einer einheitlichen Abgrenzungsdefinition. Alle Angaben betreffen das Jahr 1990, in Karte 1 sind die Neueröffnungen von 1991 einbezogen. Abschnitt 3.2 erläutert die Probleme, statistische Bilanzen zu erzielen und aktuell zu halten; ein Kartenbild für eines der Folgejahre dürfte sich jedoch im

Gesamten kaum von der Situation 1990 unterscheiden.

Um die Detaildarstellungen der **Karten 2.1 - 2.4** übersichtlich zu halten und den Aufwand der schriftlichen Befragung zu begrenzen, werden zwei »Klassen« von Museen vorgestellt. Wegen der Erfassungsmethode war ein wertneutrales Unterscheidungsmerkmal notwendig; es wurde mit einer Jahresbesuchszahl von 2.000 frei gewählt. Diese Entscheidung betont die öffentliche Besuchernutzung von Museen, vernachlässigt aber gewiß den fachwissenschaftlichen Wert einer Sammlung.

Zu den »Kleinmuseen« rechnen damit alle Einrichtungen, die weniger als vierzig Besuche je Woche verbuchen, darunter etliche Besichtigungseinheiten, die zwar öffentlich zugänglich sind, aber mit wenigen hundert Jahresbesuchen von der Öffentlichkeit kaum beansprucht werden. Anstelle der Besuchszahlen hätten auch die Exponatmengen oder die Flächengrößen als Unterscheidungsmerkmal dienen können; dies erschien aber nicht sinnvoll, weil zwanzig Scherben wenig, zwanzig Hubschrauber viel ist, während 200 m² für Weckgläser viel, für Feuerwehrfahrzeuge wenig ist. Dennoch zeigen sich gewisse Zusammenhänge: Nur wenige Museen unter 100 m² Ausstellungsfläche erreichen mehr als 2.000 Jahresbesuche (Dom-schatzkammer Minden, Münchhausen-Gedenkzimmer, Bodenwerder).

Bei der Einteilung in diese beiden Klassen wurden drei Zusatzregeln eingeführt: Museen ohne eine regelmäßige Öffnungszeit (»nur nach Vereinbarung«) gehören alle zu den »Kleinmuseen«, auch wenn z.B. ein Firmenmuseum nur mit angemeldeten Besuchergruppen 5.000 Jahresbesuche angibt. Genauso werden Museen eingeordnet, die nur zusammen mit einer völlig anderen Besuchseinheit besichtigt werden können (die Gäste des kommerziellen Freizeitparks in Minden z.B. besuchen das eingebundene Knopfmuseum, »weil es im Preis drin ist«; Interessenten für das Deutsche Kochbuchmuseum, Dortmund, müssen einen eintrittspflichtigen botanischen Garten durchqueren).

Ist ein Museum mit einer thematisch naheliegenden Besuchseinheit vereinigt, so berücksichtigt die Auswertung nur die Hälfte der Jahresbesuche – die aber in allen Fällen über 2.000 liegt (z. B. Forst- und Jagdmuseum im Tierpark

Sababurg, Hofgeismar, Deutsches Vogelbauer-museum im Vogelpark Walsrode; als Sonderfall das Löbbecke-Museum, Düsseldorf, unlösbar verschmolzen mit Aquarien/Vivarien des »Aquazoo«).

2.2 »MUSEUMSLANDSCHAFTEN«

Der erste Blick auf **Karte 1** macht überdeutlich, daß Museen sich räumlich ungleichmäßig verteilen. Der Ballungsraum Rhein-Ruhr sowie ebenfalls die Solitärstädte Bremen, Münster, Kassel, Oldenburg und Osnabrück sind dicht mit Museen besetzt, während ländlich strukturierte Gebiete unterversorgt erscheinen, markant im Weser-Ems-Gebiet und im westlichen Münsterland, woneben das nördliche Ostwestfalen-Lippe und Südniedersachsen (angeschnitten) schon begünstigt wirken.

Diese Beobachtung deutet weniger regionale Unterschiede an als ein Stadt-Land-Gefälle. In einer Umfrage gab die Hälfte aller Personen an, an ihrem Wohnort oder in dessen Umgebung gäbe es kein Museum (ROHMEDER, 20). Nur im ländlichen Raum ist das tatsächlich kein Wahrnehmungsfehler: 53 % der Gemeinden im Kartenausschnitt unter 25.000 Einwohnern beherbergen kein Museum, weitere 21 % verfügen ausschließlich über »Kleinmuseen« (unter 2.000 Jahresbesuche); dagegen bieten alle Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern wenigstens ein Museum an. Die Menge der Museen ist ebenso ungleichmäßig verteilt. 74,5 % aller Gemeinden im Kartenausschnitt haben weniger als 25.000 Einwohner; diese Kommunen beherbergen aber nur 43,1 % der Museen. Demgegenüber sind nur 4,8 % der Gemeinden im Kartenausschnitt Großstädte (über 100.000 Einwohner), hier finden sich jedoch 30,0 % der Museen (Abb. 1).

Auch die Finanzvolumina gleichen sich nicht: Die 352 deutschen Kommunen mit 20–50.000 Einwohnern wendeten 1989 zusammen nur die Hälfte des Betrages auf, den die laufenden Ausgaben für Museen und Sammlungen in den zwölf Städten über 500.000 Einwohnern ausmachten (45,8 Mio. gegen 93,1 Mio. DM). Dieser Aufwand steht in Beziehung zu Niveauunterschieden, umgekehrt zur Institutionenzahl – im Kartenausschnitt bietet die Ortsgrößenklasse 20-50.000 Einwohner 180 Museen an, diejenigen mit mehr als 500.000 Einwohnern 75

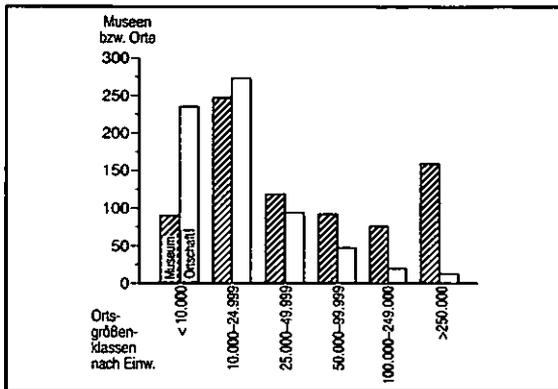


Abb. 1: Anzahl der Museen und Ortschaften je Ortsgrößenklasse (im Kartenausschnitt)

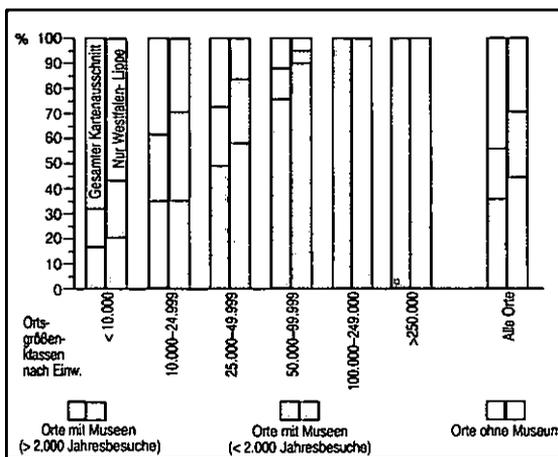


Abb. 2: Anteile der Museumsstandorte an der Gesamtzahl der Ortschaften je Ortsgrößenklasse (Vergleich: Kartenausschnitt / Westfalen-Lippe)

Museen. Wenn die Kommunen mit mehr als 20.000 Einwohnern im Landesteil Nordrhein 16,10 DM pro Kopf für Museen einsetzen, in Westfalen-Lippe nur 7,30 DM (SCHULTE, 38), so ist dies keine regionale Besonderheit an sich, vielmehr begründet es sich mit der unterschiedlichen Zahl der Großstädte in den beiden Landesteilen. Aus Hessen liegen besonders anschauliche Zahlen für einen Großstadt-Umland-Kontrast vor: Nach einer Studie der Hessischen Landesentwicklungsgesellschaft geben die Gemeinden durchschnittlich 112 DM pro Einwohner für Kultur aus; Frankfurt a. M. wendet 552 DM auf, der »Speckgürtel« der Umlandgemeinden nur 44 DM (FAZ vom 06. Jan. 1996).

Die Häufung museumsloser Gemeinden im westlichen und südlichen Landesteil Nordrhein legt trotz obiger Bedenken einen Regionalver-

gleich nahe. Tatsächlich ist die relative Anzahl der Museumsstandorte in Westfalen-Lippe überdurchschnittlich: Nur 29 % der westfälisch-lippischen Gemeinden bieten kein Museum, im ganzen Kartenausschnitt sind es 44 % (jedoch hebt sich das östlich angrenzende Südniedersachsen kaum ab).

Auch bei einer Gliederung nach Ortsgrößenklassen bleibt Westfalen-Lippe vorn: Hier verfügen 44 % der Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohnern über ein museales Angebot, 70 % derjenigen zwischen 10.000 und 25.000 Einwohnern, 84 % derjenigen zwischen 25.000 und 50.000 Einwohnern (Abb. 2); die Vergleichswerte für den Rheinland-Ausschnitt betragen 16 %, 46 % und 57 %. Gemessen an der relativen Menge der Museumsstandorte, kann für Westfalen-Lippe von einer flächendeckenderen Museumslandschaft gesprochen werden.

2.3 MUSEUMSDICHTE

Dem Verständnis der »Museumsleere« des Weser-Ems-Gebietes und der krassen Stadt-Land-Unterschiede im Rheinland sollen hier zusätzlich kumulierte Zahlen auf Kreisebene dienen. Sicherlich ist der Quotient »Einwohner je Museum« recht theoretisch; er ist dem von KENNETH HUDSON eingeführten »Index der Museumsdichte« entlehnt (WAIDACHER, 20). Er betont wieder die Funktion der Museen als Besichtigungseinrichtungen und vernachlässigt andere Bedeutungen. Als Durchschnittswert dieser »Versorgungsdichte« in den »alten« Bundesländern (1987) gilt 24.000 Einwohner je Museum (KLEIN 1990, 37).

Für die Textabbildung (Abb. 3) wurden die Museen im Kreis unterschiedslos aus beiden »Klassen« addiert. Durch die Berechnung von Kreis-Quotienten verschwindet der auf Gemeindeebene strukturell bedingte Kontrast Hessen – Westfalen, ferner die »Grenze« Westfalen – Niedersachsen. Eine Gegenüberstellung Rheinland – Westfalen ergibt sich ebensowenig: Bei der »Museumsdichte« präsentiert das gesamte Ballungsgebiet Rhein-Ruhr, einschließlich der angrenzenden Kreise, ähnliche ungünstige Werte. Zwar schließen sich die teils ländlich strukturierten Kreise Düren und Euskirchen, Kleve und Viersen dieser unterdurchschnittlichen Versorgungsdichte an, aber zwischen den Landes-

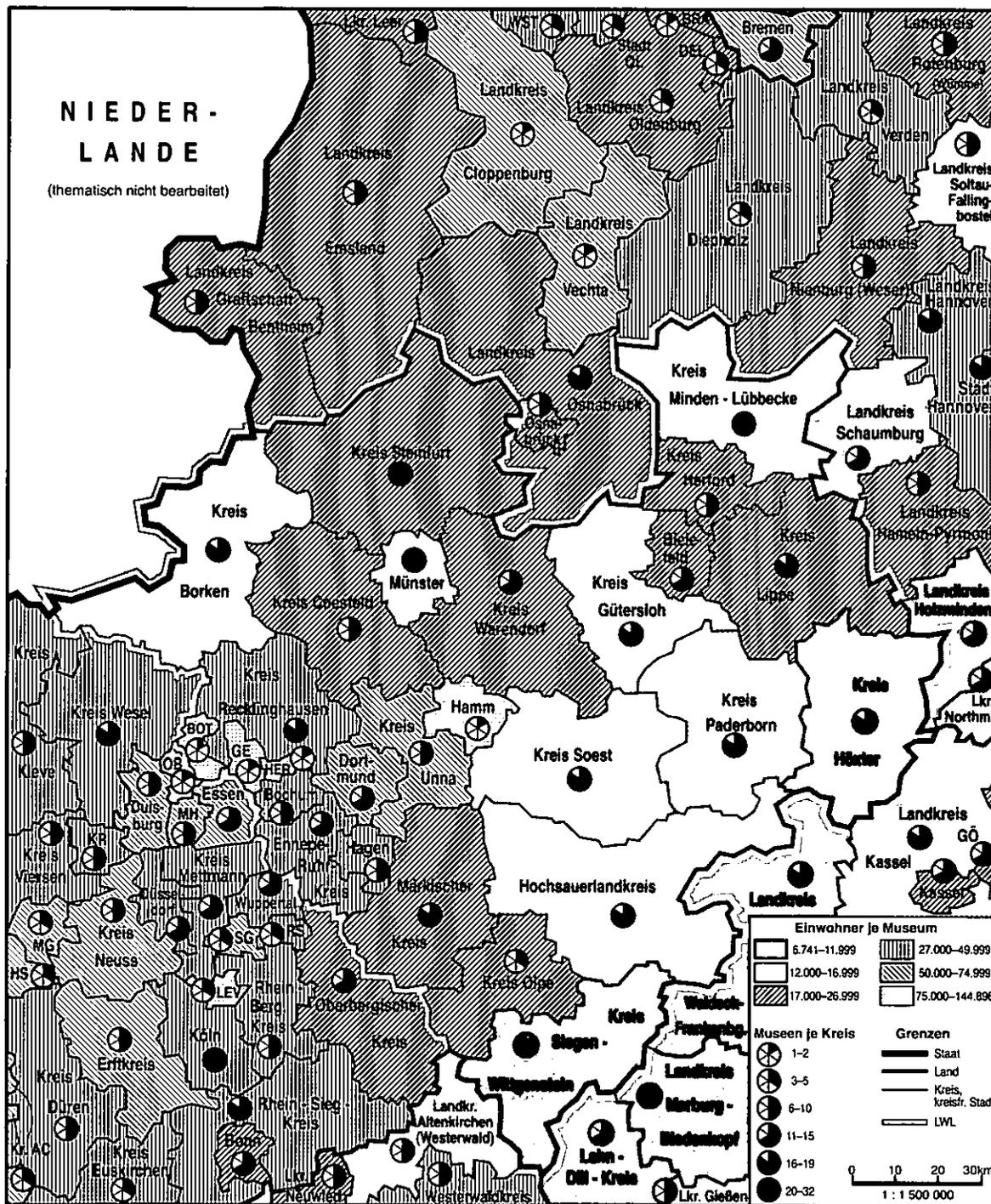


Abb. 3: Einwohner je Museum pro Kreis / kreisfreie Stadt

teilen Nordrhein und Westfalen-Lippe ergeben sich grenznah nur beim Kreis Borken Unterschiede.

Deutliche Kontraste in der Museumsdichte zeigen vielmehr die großräumige Rhein-Ruhr-

Region einerseits und die Mittelgebirgslagen andererseits, in schöner Gleichförmigkeit vom rheinland-pfälzischen Altenkirchen über Südwestfalen, Nordhessen und Ostwestfalen bis in das südwestliche Niedersachsen, nur im Bereich zwischen Teutoburger Wald und Weser etwas

schwächer ausgeprägt. Die günstigsten Werte innerhalb des dargestellten Gebietes werden hier, in geschlossener Lage, erzielt, die Kreisnamen lesen sich wie ein Prospekt für Erholungsreisen.

Die Relativierung durch die Einwohnerzahl läßt auch den Stadt-Land-Unterschied schmelzen. Allein Bonn und Münster heben sich positiv vom Umland ab. Überregional bekannte Museumsstandorte wie Essen, Dortmund oder Kassel erzielen sehr ungünstige Werte, selbst Museumsmetropolen wie Köln und Düsseldorf stechen nicht im Umland heraus. Mit Blick auf die »Höfe« rings um traditionsreiche Großstädte (siehe Abschnitte 2.4, 3.2 und 3.3) eine interessante Beobachtung, anscheinend auch die Erfüllung der Forderung nach gleichwertigen Lebensverhältnissen und kommunalen Leistungen in Stadt und Land.

Eine Gegenüberstellung mit der absoluten Zahl der Museen je Kreis macht augenfällig, daß die unterschiedlichen Museumsdichten keineswegs unzulässige Vergleiche sind zwischen dünn besiedelten, museal mäßig (aber scheinbar gut) versorgten Landschaften und Ballungsräumen mit gutem (nur scheinbar unzureichendem) Museumsangebot. Auch in den absoluten Zahlen stechen nur einige Metropolen (Bremen, Münster, Köln) heraus, die meisten Großstädte weisen ähnliche oder geringere Museumszahlen im Umkreisvergleich auf; der Quotient der Museumsdichte verstärkt diesen Effekt lediglich. Die Landkreise bieten unterschiedliche, häufig überdurchschnittliche Museumszahlen, insbesondere in Westfalen-Lippe; den Höchstwert von 32 Museen je Kreis präsentiert der Flächenkreis Siegen-Wittgenstein.

Vergleicht man Museums- und Bevölkerungsdichte (Einwohner je Museum/Einwohner je Quadratkilometer), ergibt sich gleichwohl ein umgekehrter Bezug der Spitzenwerte: Hohe Bevölkerungsdichten entsprechen auch bei hohen absoluten Museumszahlen mäßigen, teils geringen Museumsdichten; geringe Bevölkerungsdichten entsprechen mittleren, teils höheren Museumsdichten.

Gegenbeispiele klingen verständlich: Die in der Bevölkerungsdichte ähnlichen Städte Oberhausen und Gelsenkirchen, Düsseldorf und Köln erzielen unterschiedliche Museumsdichten. Auch die durchweg dünn besiedelten Gebiete im nördlichen Kartenausschnitt (Abb. 3: Land-

kreise Emsland bis Soltau-Fallingb.) präsentieren unterschiedliche Museumsdichten. Wie im Mittelgebirge offeriert der Tourismus Erklärungsansätze: Die günstigeren Museumsdichten betreffen touristisch vermarktete Landkreise (Bentheim, Emsland, Osnabrück, Soltau-Fallingb.), die schwächeren touristisch geprägte Landkreise (Cloppenburg, Vechta, Diepholz, Hannover).

Offensichtlich besteht ein zahlenmäßig hohes Museumsangebot dort, wo Museen Imageträger sind (Köln, Münster), und dort, wo mit Museen Hoffnungen auf strukturelle Vorteile verknüpft sind – die Propagierung von »Kultur-tourismus« und »sanfter Animation« durch kulturelle Angebote verhallte nicht ungehört. In dieselbe Richtung weist auch ein Blick auf die 35 Heilbäder im Kartenausschnitt: Nur sechs Orte (22 %) bieten kein Museum an, weitere sieben verfügen in dem betreffenden Ortsteil über kein Museum (hierzu rechnen die Heilbäder ohne geschlossene Ortslage wie Bad Hermannsborn oder Randringhausen). Siebzehn der Heilbäder (63 %) beherbergen wenigstens ein Museum mit mehr als 2.000 Jahresbesuchen; dagegen sind nur 36 % aller Gemeinden im Kartenausschnitt Standorte eines solchen Museums, 44 % halten keine museale Einrichtung bereit.

Diese deutlich günstigere Angebotsstruktur entspricht den Bemühungen der Badeorte, neben den Kurreisenden vermehrt Urlaubs- und Ausflugsgäste anzuziehen; schon 1978 heißt es, daß »selbst bei Mineral- und Moorbädern der Anteil von Nichtkurgästen heute durchaus die 50-Prozent-Grenze erreichen oder auch überschreiten kann« (WOHLMANN/SCHMIDT, 27), so daß die Aussage, die Auswahl des Kurorts sei bei 59 % der Kurreisenden nicht von diesen selbst, sondern vom Arzt oder von der Versicherung getroffen worden (ebenda, 34), den Profilierungsversuchen einzelner Heilbäder keineswegs widerspricht.

Wohlgemerkt: Diese Beobachtungen beziehen sich auf Angebot und Institutionenzahl, nicht auf Leistung und Nachfrage. Für letztere gibt das Oldenburger Land ein anschauliches Beispiel: Dort liegen 43 % aller Museen im »Touristen-Ballungsgebiet«, weniger als 20 km von der Nordseeküste entfernt. Diese 19 Museen erzielen knapp 29 % der Jahresbesuchzahlen im Oldenburger Land; ein einziges Mu-

seum, das abseits der Urlaubsorte gelegene Niedersächsische Freilichtmuseum, Museumsdorf Cloppenburg, hält 35 % (RUWISCH, 39f.). Deshalb ist es nicht sinnvoll, eine Museumsdichte-Darstellung anhand der Gästezahlen vorzustellen. Auch bei Ausschluß touristisch unattraktiverer Orte wie Gelsenkirchen oder Herne ergaben Proberechnungen günstigste Werte im Münsterland, extrem ungünstige Werte für Sauerland/Rothaargebirge.

2.4 SAMMLUNGSSCHWERPUNKTE

»Thematische« Gliederungen einer Museumslandschaft sind üblich, eine allgemein verwendete Systematik fehlt jedoch. Das Institut für Museumskunde (IfM), Berlin, hat in Anlehnung an die UNESCO-Klassifikation eine Gruppierung von neun »Museumsarten« vorgestellt (Erhebung, 27f.). Um einen differenzierten Einblick in die »Museumslandschaft« ohne ein Museumsverzeichnis zu gewähren, zeigt **Karte 1** hier allerdings eine frei gewählte Systematik mit vierzehn Kategorien. Die Mehrzahl der Benennungen gibt Objektgruppen an, keine Wissenschaftsdisziplinen. Deshalb fehlen »historische« Museen ganz. (Ein Beispiel: Zum »außereuropäischen Kulturgut« zählen sowohl Sammlungen der Religionswissenschaft/Missionskunde als auch der Völkerkunde oder der ostasiatischen Kunstgeschichte.) Drei Wissenschaftsnamen erschienen dennoch als Sammelbezeichnungen nützlich: »Vor- und Frühgeschichte« schließt Mittelalterarchäologie ein und Exponatgut, das nicht zu den Bodenfunden rechnet (»Archäologie« im Laienverständnis). Ähnlich übergreifend gedacht ist »Naturwissenschaften« und »Wirtschaftsgeschichte« (z.B. Produktionsmittel, -abläufe, oft durch biografisches, sozialgeschichtliches Material ergänzt).

Zwischen der vorliegenden Klassifikation und der des IfM ergeben sich folgende Unterschiede: Naturkundliche und naturwissenschaftliche Museen werden hier zusammengefaßt, dafür werden von letzteren die Bereiche Technik/Verkehr und Industrie/Bergbau abgeteilt. Da die meisten Sammlungen im Kartenausschnitt zu den Themen Polizei, Feuerwehr und Militär auch raumgreifende Fahrzeugsammlungen zeigen, wurde dieses Spektrum hier den Technikmuseen zugerechnet, nicht den kulturwissenschaftlichen Einzelthemen.

Die Sammlungen christlicher Kunst und Kultgeräte werden hier von den Kunstmuseen gesondert dargestellt, während Kunstgewerbe nicht von Kunst getrennt wird (wie bei KLEIN/BACHMAYER). Beide Systematiken weisen Baudenkmäler mit Inventar als eigene Gruppe aus. Entsprechend der Abgrenzungsdefinition geht es zwar um Originalmobiliar des Gebäudes als Exponatbestand, aber auch um museale Nutzung: Gelegentlich zu besichtigende, aber noch bewohnte Schlösser (ohne reine Schauräume) sind nicht erfaßt; analog dazu bleiben die niedersächsischen Damenstifte außen vor, da die wesentlichen, bei Führungen gezeigten Räume noch »objekttypisch genutzt« sind (Kirche).

Da sich die Volkskunde als Wissenschaft zunächst mit Menschen befaßt, wurde hier für Museen, die dieser Disziplin nahestehen, eine (enger gefaßte) Gruppe »Land-, Hauswirtschaft, Handwerk, Wohnkultur« geformt; sie schließt damit aber auch großbürgerliche Inventarpräsentationen ein. Das IfM schweißt Volks- und »Heimatkunde« zusammen. Die »kulturwissenschaftlichen Einzelthemen« (hier ohne Feuerwehrwesen) sind ein Sammelbegriff für ein weites Spektrum spezialisierter Sammlungen, die zumeist keiner Sammlungskategorie zuzuordnen wären, wie beispielsweise die Glockenmuseen (Gescher und Greifenstein) zeigen: Sie präsentieren Klangerzeugungsgeräte, deren Herstellungsweise, dazu Beiträge aus der Vor- und Frühgeschichte, aus dem Bereich von Landwirtschaft und Wohnkultur (Vieh- und Tischglocken) und aus dem der Kultgeräte (Altarschellen).

Ähnlich breit streuen auch die verschiedenen »Einzelthemen«, wie mit Beispielen abgesteckt sei: Badekultur (Bad Salzuflen) und Schule (Dortmund), Tabak/Zigarren (Bünde) und Orgeln (Borgentreich), Pferde/Reiten (Verden), Tapeten (Kassel) und Hugenotten (Bad Karlshafen). Die Kategorie der »Einzelthemen« nimmt etliche sonst nicht einzuordnende Sammlungen auf (z. B. Puppen); öfters ist die Abgrenzung nur vom Blickwinkel der Präsentation abhängig: Dekorative Glasobjekte fänden sich bei Kunst (oder außereuropäischem Kulturgut), eine Darstellung der Glasproduktion bei Handwerk oder Industrie, eine Betrachtung verschiedener Aspekte des »Themas« Glas bei den kulturwissenschaftlichen Einzelthemen.

Besonders herausgegriffen sind hier die Gedenk- und Erinnerungsstätten (in der IfM-Klassifikation unter »historische und archäologische Museen«). Sie sind weniger objektbezogen als die übrigen Museen, mehr dem Gedenkanlaß verbunden: Nicht das historische Gerät ist interessant, sondern seine frühere Verwendung durch Anna Katharina Emmerick. Etliche Exponate sind kaum als Musealien faßbar, weshalb hier der Begriff »Erinnerungsgüter« geformt wurde. Er soll reliquienhafte Dinge bezeichnen wie Sargbretter der seligen Pauline von Mallinckrodt, eine Haarlocke der Annette von Droste-Hülshoff oder Gläser mit ostpreußischer Erde.

Das Zeichen für »Erinnerungsgut aus ehemals deutschen Siedlungen« tritt ungewohnt häufig auf. Das ist nicht nur Ausfluß zahlreicher Patenschaften hiesiger Kommunen, sondern auch Ergebnis eines Wandlungsprozesses: Viele sogenannte Ostdeutsche Heimatstuben begannen als Versammlungsstätten, legten sich Sammlungen als Raumschmuck zu und wurden durch die schwindenden Veranstaltungen zu »Miniaturmuseen«.

Die beiden letzten Gruppen erläutern sich selbst. »Freilichtmuseen« sind keine eigenständige Kategorie, sondern eine besondere Präsentationsform: Die wesentlichen Exponate befinden sich nicht in einem Ausstellungsraum, auch wenn dieses vorstellbar wäre (z. B. Grabmäler). Soweit die Objekte Innenräume haben (Haus, Schiff), muß das dem Objekt und der Situation angemessene Inventar vorherrschen.

Um die Grenzen der Darstellbarkeit nicht zu überschreiten, enthält **Karte 1** nur ein Zeichen je Museum. Bei wechselnder Ausstellung erscheint das 1990/91 gültige Zeichen (so für Höxter-Corvey wegen längerfristiger Schließung des Heimatmuseums das verbliebene »Baudenkmal mit musealer Ausstattung«); treten zwei große Sammlungen zueinander, wird »komplexe Bestände« angezeigt (»Museumszentrum Essen« mit Kunst- und Regionalmuseum). Es erscheint unangemessen, letzterer Kategorie räumlich oder vom Exponatbestand her kleine Museen zuzuweisen. Deshalb tritt für das Missionsmuseum in Bad Driburg oder das Stadtmuseum Gütersloh (1990: gleichgewichtig Gewerbe- und Medizingeschichte) nur ein »ausgelostes« Zeichen auf; einige kleine Privatsammlungen folgen den diversen Vorlie-

ben der Eigentümer von Knöpfen bis zu Mineralien, von Hausrat bis zu Motorrädern, von Spielzeug bis zur Mehlsacksammlung. Diese kleinen, komplexen Sammlungen sind wegen des meist regionalen Rahmens den Orts- und Regionalmuseen beigelegt.

Die beiden Klassen im Kartenausschnitt (unter/über 2.000 Jahresbesuche) spielen bei der Betrachtung der Sammlungsschwerpunkte kaum eine Rolle (Abb. 4): »Kleinmuseen« oder schwach besuchte Museen sind nicht unbedingt »Heimatstuben«, vielmehr ist diese Klasse nur beim Erinnerungsgut aus ehemals deutschen Siedlungen überproportional vertreten (47 zu 4; bei 346 »kleinen«, 437 »großen« Museen im Kartenausschnitt). Außer, definitionsgemäß, bei den komplexen Sammlungen sind die »großen« Museen nur bei Ur-, Frühgeschichte, außereuropäischem Kulturgut, Wirtschaftsgeschichte, Baudenkmalern und, mit 60 zu 7 am auffälligsten, bei Kunst überrepräsentiert.

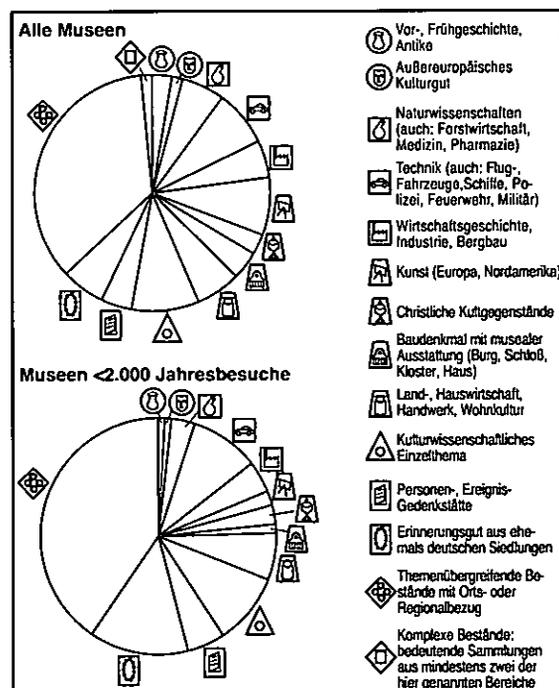


Abb. 4: Anteile der Museen (im Kartenausschnitt) nach Sammlungsschwerpunkten

Da die verschiedenen Darstellungen des Museumswesens nur in sich schlüssig sind, sind unmittelbare Vergleiche stets fehlerhaft. Es ist nicht belegbar, wie die hier erfaßten Einrichtungen in den anderen Systematiken eingeordnet wurden; Einzelvergleiche »hier erfaßt – dort nicht erfaßt« sind möglich, aber zu aufwendig,

um die unterschiedlichen Grundgesamtheiten zu erklären.

Dennoch sind vom Autor zwei prozentuale Gliederungen des deutschen Museumswesens herangezogen worden (KLEIN/BACHMAYER, 41, Tabelle 1, nur für die »alten« Bundesländer mit Daten von 1978/79; Erhebung 1994, 30, für 1993), um zu klären, ob der Kartenausschnitt auffällige Unterschiede zur übrigen Bundesrepublik aufweist.

Die verschiedenen Museumsdefinitionen und Erfassungsgrade verbieten die Gegenüberstellung der Gesamtzahlen: Hier sind 783 museale Einrichtungen dargestellt, bei KLEIN/BACHMAYER 1.489 Museen, 4.682 in der IfM-Statistik (einschließlich frühere DDR). Diese starken Abweichungen in der statistischen Basis begründen wohl zwei uneinheitliche Aussagen: Der im Kartenausschnitt wiedergegebene Anteil der »komplexen Bestände« von 1,7 % liegt wenig unter den 2,1 % des IfM für Sammelmuseen und Museumskomplexe, aber deutlich unter den 3,1 % der »Verbundmuseen« von KLEIN/BACHMAYER; auch bei den Baudenkmalern mit Inventar weicht der Kartenausschnitt (4,2 %) kaum vom IfM (4,5 %), aber deutlich negativ von KLEIN/BACHMAYER (8,2 %) ab.

Für Vor-, Frühgeschichte, außereuropäisches Kulturgut, Gedenkstätten und Erinnerungsgüter aus ehemals deutschen Siedlungen ergeben sich keine sicheren Vergleichsmöglichkeiten.

Für die »Heimatismuseen« erweist sich der Kartenausschnitt als repräsentativer Ausschnitt: Die Orts- und Regionalmuseen mit hier 38,4 % spiegeln sich in den Kategorien Stadtgeschichte und Heimat/Region von KLEIN/BACHMAYER mit zusammen 37,5 %. Die Verknüpfung von Volks- und Heimatkunde mit 48,2% in der IfM-Statistik (ohne »historische« Museen!) entspricht durchaus dem gemeinsamen Wert von Orts-, Regionalmuseen und »Land-, Hauswirtschaft ...« im Kartenausschnitt von 45,1 %; nimmt man »ostdeutsche« Sammlungen als Heimatismuseen hinzu, ergeben sich 52,6 %. Präsentationen christlicher Kultgeräte scheinen im Kartenausschnitt häufiger zu sein (3,1 % gegen 2,3 % bei KLEIN/BACHMAYER). Allerdings wird diese Museumssparte von katholischen Trägern dominiert, weshalb die Überrepräsentanz nicht überrascht: Das Kartenbild vereinigt mehrere traditionell katholische Landschaften (Niederrhein,

Münsterland, Kurköln mit Vest, Sauerland und Börde, Paderborner/Corveyer Land, Emsland, Südoldenburg), darin fünf gegenwärtige Bischofssitze, zusätzlich zwei katholische ehemalige Kathedralen (Corvey, Minden). Hier mag auch der Grund leichter Differenzen der Vergleichszahlen für Kunstmuseen liegen: 8,6 % im Kartenausschnitt, 9,9 % für Kunst und Kunstgewerbe zusammen bei KLEIN/BACHMAYER, während sich für Kunst, einschließlich christlicher Kunst, 11,6 % im Kartenausschnitt und 10,8 % in der IfM-Statistik gegenüberstellen. Selbst die weltweite Statistik liegt nicht fern: 7 % aller Museen sollen Kunstmuseen sein; davon befinden sich drei Viertel in Europa und Nordamerika – wo auch 82 % aller Museen sein sollen (WAIDACHER, 20 u. 25).

Deutliche Abweichungen ergeben sich nur im Bereich Technik/Wirtschaftsgeschichte. Der Summe von Naturkunde und Naturwissenschaften/Technik von 15,3 % in der IfM-Statistik entsprechen im Kartenausschnitt 20,2 % für Naturwissenschaften, Technik und Wirtschaftsgeschichte. Das Segment der »naturkundlichen« Museen dürfte dabei keine Rolle spielen (6,4 % im Kartenausschnitt, 6,1 % bei KLEIN/BACHMAYER). Der Vergleich mit den – älteren – Zahlen von KLEIN/BACHMAYER ist krasser: Dort erreicht »Technik« nur 5,9 %, diese allein im Kartenausschnitt schon 8,3 %, zusammen mit Wirtschaftsgeschichte/Industrie/Bergbau 13,8 %. Dieser Effekt dürfte sich in den nächsten Jahren noch verstärken, da die meisten Außenstellen des Rheinischen und des Westfälischen Industriemuseums erst eröffnet werden.

Die Anzahl der Museen unterschiedlicher Sammlungsschwerpunkte kann statistisch wie räumlich betrachtet werden; letzteres macht allerdings für »standortgebundene« Sammlungen keinen Sinn (Baudenkmalern mit Inventar, Schatzkammern, Gedenkstätten).

Auch die Gruppe Vor-, Frühgeschichte ist letztlich immobil: Sie vereinigt Standortbindungen (Westfälisches Römermuseum, Haltern; Museum in der Kaiserpfalz, Paderborn; Neandertal-Museum, Erkrath) mit den Sitzen von Bodendenkmalämtern (Münster, Detmold, Köln, Bonn, Oldenburg), an denen auch Fundgutpräsentationen gebündelt werden (z. B. Landesmuseen). Die Mehrzahl der Sammlungen außereuropäischen Kulturguts befindet sich in

einer landeskirchlichen Missionszentrale (Wuppertal), im Strukturzusammenhang katholischer Orden und Kongregationen (Bad Driburg, Werl, Dormagen, Sankt Augustin) oder innerhalb einer Universität (Marburg), so daß auch diese Gruppe keine typische Regionalverteilung erfahren kann.

Die Verbreitung der naturwissenschaftlichen Museen entpuppt sich als Muster der Musealgeschichte: Konzentrationen kennzeichnen Universitätsstädte und Standorte naturhistorischer Landessammlungen (Münster, Detmold, Köln, Bonn, Kassel, Marburg); die Sitze traditionsreicher naturhistorischer Vereine (Osnabrück, Paderborn) komplettieren die Liste von Großstädten. Im ländlichen Raum setzt lediglich die junge Gattung der Wald-, Forst-, Ökologiemuseen Akzente neben einigen spezialisierten Beständen (Moor in Geeste, Torf in Neustadt am Rübenberge, Apotheken in Hofgeismar), so daß naturwissenschaftliche Museen in den Ortsgrößenklassen ungleich vertreten sind: 14 % von ihnen stehen in Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohnern, 50 % in Großstädten ab 100.000 Einwohnern (die Gesamtzahl der Museen im Kartenausschnitt erreicht nur 11,5 % bzw. 30 % in diesen Klassen). So ergeben sich im Kartenbild bei diesem Sammlungsschwerpunkt leere »Höfe« rings um Großstädte und den Ballungsraum Rhein-Ruhr. Die beiden anderen, in grün unterlegten Zeichen decken den Kartenausschnitt viel weitgehender ab. Für diese, hier überrepräsentierten Sammlungsschwerpunkte Technik und Wirtschaftsgeschichte vermutet man gewiß eine Häufung im Industrie- und Bergbau»revier« an Ruhr, Lippe und Emischer. Tatsächlich steht das Deutsche Bergbaumuseum in Bochum, die Schaubergwerke finden sich jedoch in touristischen Gegenden wie Porta Westfalica, Westerwald (Gebhardshain) und besonders im Rothaargebirge (Bestwig, Marsberg, Willingen). Auch die Fahrzeugsammlungen füllen einen reizvollen Mittelgebirgszug (Ibbenbüren, Westerkappeln, Bad Iburg, Bad Rothenfelde, Dissen, Bad Oeynhaus, Bückeberg; dazu zwei kleinere Feuerwehrmuseen in Kirchlengern und Preußisch Oldendorf). Offensichtlich sind Technik- und Bergbaumuseen kein Kennzeichen der bedeutendsten deutschen Montanregion, sondern vielmehr ein Instrument der Tourismusförderung.

Völlig entgegengesetzt die Kunstmuseen: Der Ballungsraum Rhein-Ruhr ist fast geschlossen

mit Kunstmuseen besetzt (das Folkwang-Museum im Museumszentrum Essen eingeschlossen), die Namen der Orte mit mehreren Kunstmuseen klingen nach Metropolen und Universitätsstandorten (Bochum, Dortmund, Düsseldorf, Köln, Bonn, Bremen, Kassel).

Der ländliche Raum wie auch das Großstadt-Umfeld ist deutlich unterrepräsentiert; zieht man hier noch Privatinitiativen (Halle/Westfalen, Pulheim) und gedenkstättenhafte Kunstmuseen ab (Wilhelm-Morgner-Haus, Soest; Otto-Pankok-Museum, Hünxe; Otto-Moder-son-Museum, Ottersberg-Fischerhude), so verbleiben fast nur Zentralorte. Die Verteilung nach Ortsgrößenklassen läßt auch einschließlich dieser Sonderfälle nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig: Nur 19,6 % der Kunstmuseen im Kartenausschnitt finden sich in Kommunen mit weniger als 50.000 Einwohnern, aber 66,1 % in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern (für alle Museen im Kartenausschnitt lauten diese Werte 58,2 % bzw. 30,0 %). Diese Beobachtung bietet durchaus eine Parallele zur von TREINEN beschriebenen ästhetischen Wertkonkurrenz zwischen Bevölkerungsmehrheit und »Intelligentsia«: »Kunstmuseen scheinen mit einer bestimmten Klassenlage verbunden zu werden. Die Institution und die dargebotenen Objekte werden symbolisch der Bildungsoberschicht und einer kulturellen Elite zugeordnet« (TREINEN 1973b, 113).

Von der Kategorie »Land-, Hauswirtschaft, Handwerk, Wohnkultur« erwartet man in laienhafter Einschätzung wohl eine weite Verbreitung im ländlichen Bereich; tatsächlich ist sie in den Großstädten des Kartenausschnittes mit mehr als 250.000 Einwohnern unterrepräsentiert (8,9 % statt im Durchschnitt aller Museen 20,3 %). Doch ist das Bild uneinheitlich: Der Ballungsraum Rhein-Ruhr hält sich abstinert, aber Bielefeld, Münster und Hagen warten mit Freilichtmuseen auf; nimmt man die auf örtliches Keramikhandwerk spezialisierten Museen in Frechen und Langerwehe heraus, so ist der Sammlungsschwerpunkt in den Flächenkreisen der südlichen Kartenhälfte wenig vertreten, in der Nordhälfte Westfalen-Lippes, auch in Niedersachsen, eher. Eine schlüssige Interpretation ist jedoch schwierig, weil gleichartiges Sammlungsgut auch reichlich in den Beständen der Orts- und Regionalmuseen vorhanden ist.

Eine Denkrichtung hierfür weist die Gruppe der »Einzelthemen«: Diese ist fast flächendeckend vertreten, die »weißen Flecken« bieten wenig Erklärungsansätze. Auffällig ist aber, daß solche »Spezialmuseen« selten allein auftreten: Nur 10 % sind das einzige Museum der jeweiligen Gemeinde, statt 23 % im Durchschnitt des Kartenausschnittes; für »Land-, Hauswirtschaft ...« ergeben sich ganz ähnlich 12,8 %, wenn man die Freilichtmuseen mit ihrer abweichenden Präsentationsform und Standortwahl außer Betracht läßt. Diese Neigung zur »Museumssymbiose« begründet auch, daß beide Kategorien in Gemeinden bis zu 10.000 Einwohnern unterdurchschnittlich vertreten sind. Im Gegensatz zu den Kunstmuseen sind hierbei keine bevorzugten Ortsgrößenklassen auszumachen; Unterschiede der beiden Kategorien zeigen sich nur bei Städten mit mehr als 250.000 Einwohnern, in denen »Land-, Hauswirtschaft ...« mit 8,9 % statt durchschnittlich 20,3 % unterbesetzt ist, während die Einzelthemen mit 27,7 % auch dort häufig auftreten.

Man mag unterstellen, daß spezialisierte Museen mit kulturwissenschaftlicher Ausrichtung weniger durch besondere Sammlungsbestände vorherbestimmt sind, sondern mehr den Profilierungsbemühungen konkurrierender Museen oder Standorte entspringen. Diese These stützt der Vergleich mit den Orts- und Regionalmuseen. Diese, oft zum umfassenden, unspezifischen Sammeln neigenden Institutionen sind zu 36 % allein in der Gemeinde, die »Kleinmuseen« dieser Kategorie gar zu 46 %. Es wäre denkbar, daß vielfältige Stadtteil Museen einen hohen Anteil dieses Sammlungsschwerpunktes in den größeren Städten erzeugten; doch genau das Gegenteil ist der Fall: 60,4 % der Orts- und Regionalmuseen stehen in Kommunen mit weniger als 25.000 Einwohnern (statt 43,1 % der Museen aller Kategorien), nur 11,1 % statt 30,0 % in den Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern.

3. EINZELNE MERKMALE DER MUSEEN

3.1 TRÄGER (zu Karte 2.1)

Der mehrdeutige Begriff Museumsträger bezeichnet den Gebäude- und Sammlungseigentümer, Betriebs- und Personalkostenträger und den Organisator von Museumsveranstaltungen.

Das sind häufig verschiedene Rechtspersonen; einmalige Investitionen (Sammlungserwerb, Bau, Einrichtung) fördern häufig Geldgeber wie Bundesland, Kulturstiftungen oder Landschaftsverband Westfalen-Lippe.

Die hier gewählte Darstellung kennzeichnet nur die Absicherung der laufenden Kosten (Bauunterhalt, Betrieb, Personal). Museen der öffentlichen Hand sind den maßgeblichen Körperschaften zugeordnet, unabhängig von der Rechtsform: So erscheinen im Kartenbild statt der Kommunalbetriebe, Sparkassen oder allgemeinen Zweckverbände als Träger die betreffenden Kommunen, statt einer Universität das Zeichen »Staat/Land«. Dagegen werden Firmenmuseen und kirchliche Museen weder nach der Rechtsform des Trägers noch nach den dahinterstehenden Rechtspersonen unterschieden.

Die überwiegende Mehrheit der Museen wird als unselbständige Einrichtung getragen. Eine junge Entwicklung ist die Rechtsfähigkeit von Museen bzw. die Schaffung einer Rechtsperson, die sich ausschließlich dem Museum widmet. Die wenigen älteren Beispiele betreffen den Erhalt von Baudenkmalern (z. B. Schloßbauverein Burg an der Wupper, Beethovenhaus Bonn), während in den letzten Jahren Finanzierungsfragen zur Rechtsfähigkeit führten. Öffentlich-rechtliche Formen sind die Ausnahme (Stiftung Museumsdorf Cloppenburg, Zweckverband Weserrenaissancemuseum Lemgo), ebenso privatrechtliches Auftreten der öffentlichen Hand (Bergbaumuseum GmbH, Bestwig). Mehrheitlich entstanden Trägervereine, die das Museum als alleiniges Ziel haben. Eine nordrhein-westfälische Besonderheit sind Träger mit öffentlich-rechtlichen Mitgliedern (Trägerverein in Kalletal aus Landesverband, Gemeinde und Museumsverein; GmbH in Telgte aus Stadt, Kreis, Bistum und Handwerkskammer).

Da die Einordnung von Gegenständen in die Kategorie der sammlungswürdigen Musealien eine wissenschaftliche Tätigkeit ist, überrascht die geringe Zahl der Universitätsmuseen. Sie sind vorwiegend naturwissenschaftlich oder kunsthistorisch und befinden sich an den Hochschulstandorten Münster, Bochum, Bonn und Marburg; lediglich die Gesamthochschule Kassel unterhält eine Gedenkstätte in der nahegelegenen Gemeinde Guxhagen. Andererseits ver-

wundert es bei diesem akademischen Grundanspruch nicht, daß gewerblich geführte Museen selten sind (Automuseum GmbH Ibbenbüren, Schiffsmuseum GmbH Senden). Bei den kommunalen Museen in Nordrhein-Westfalen beträgt das Verhältnis der Einnahmen zu den Aufwendungen 3,2 %, verglichen mit 3 % bei den öffentlichen Bibliotheken ein nicht ungewöhnlicher Wert (SCHULTE, 72 u. 78).

Es ist ein bundesweites Phänomen, daß sich die interne Struktur von Museen inhaltlich oft fachwissenschaftlich orientiert, während die anfallenden Kosten von einem außenstehenden Träger aus unterschiedlichen Motiven übernommen werden (TREINEN 1990, 162). Für Kunstmuseen wird gern auf deren Imagewert verwiesen. »In der kulturhistorischen Steppe der Großstädte dienen die Kunstmuseen einer diffusen Aussöhnung der Bürger mit der Unbewohnbarkeit ihrer Kommune, vor allem einer Aussöhnung jener Bürger, die auf gehobenen Treffpunkten bestehen« (GRASSKAMP, 94).

Karte 2.1 zeigt anschaulich, daß die öffentliche Hand der vorwiegende Museumsträger ist. Bundesweit trifft das (1979) auf 55,8 % der Museen zu (KLEIN/BACHMAYER, 41); im vorliegenden Ausschnitt des Rheinlandes sind es sogar 68,9 % der Museen, in Westfalen-Lippe (einschließlich der dort häufigeren kommunalen Trägerschaften) ganz ähnlich 68,7 %, während im Ausschnitt von Hessen und Niedersachsen der öffentliche Anteil nur 35,6 % beträgt – allerdings mit deutlich höherer Zahl der staatlichen Museen: 13 der 26 dargestellten staatlichen Museen liegen in Hessen oder Niedersachsen, eins in Bremen. Die relative Häufung kommunaler Museen östlich von Westfalen-Lippe entspricht der höheren Konzentration kommunaler Trägerschaften in Südniedersachsen (Bestandserhebung, 45).

Die große Dichte kommunaler Museen im Ballungsgebiet Rhein-Ruhr verweist auf den deutlichen Zusammenhang von Ortsgrößenklassen und Trägerstrukturen: 44,8 % der rein kommunalen Museen stehen in Großstädten (über 100.000 Einwohner), nur 22,4 % in Gemeinden unter 25.000 Einwohnern. Bei den staatlichen Museen ist der Gegensatz mit 74,1 % gegen 7,4 % noch krasser, so daß die geringe Finanzkraft kleiner Gemeinden als Begründung nicht hinreicht. Ein Blick auf die

Sammlungsschwerpunkte zeigt, daß die – städtisch orientierten – Kunstmuseen mit 78,3 % dieser Museen eine öffentlich-rechtliche Domäne sind, während nur 55,3 % der Orts- und Regionalmuseen rein kommunal sind, 36,8 % hingegen von Vereinen getragen oder mitgetragen werden.

Das Engagement von Vereinen verläuft zu dem der öffentlichen Hand konträr: 65,9 % der von Vereinen getragenen oder mitgetragenen Museen stehen in Gemeinden unter 25.000 Einwohnern, nur 14,6 % in Großstädten. Ähnliche Werte wurden auch in Niedersachsen festgestellt (Bestandserhebung, 45; RUWISCH, 9).

Der Gegensatz Rheinland/Westfalen-Lippe zeigt sich im Vergleich der Nominalzahlen. Bei ähnlichen Bevölkerungszahlen ist die Zahl der rein kommunalen Museen fast gleich (79/80); daneben ist die Zahl der Museen mit mehreren Trägern jedoch im flächengrößeren Westfalen-Lippe deutlich höher (7/33). Dennoch ist der Zusammenhang zwischen der Bevölkerungsdichte und der Streuung öffentlich getragener Museen nicht starr: Auf Kreisebene erstellte Quotienten von Einwohnerzahl zu Zahl der von der öffentlichen Hand getragenen oder mitgetragenen Museen im Kartenausschnitt zeigen ein differenziertes Bild (Abb. 5). Außer Bielefeld treten die Solitärgrößtädte Münster, Oldenburg, Osnabrück und Kassel mit günstigen Werten plastisch hervor, während sich die Rhein-Ruhr-Metropolen kaum abheben. Deutliche Negativwerte allgemein zeigen sich im nördlichen Niedersachsen, wo privatrechtliche Museumsträger in etlichen Landkreisen das kommunale Engagement ersetzen. Auffällig sind die günstigen Werte in den Mittelgebirgen entlang der östlichen Grenze Westfalen-Lippes in allen Bundesländern sowie in der Eifel (Kreis Euskirchen). Es hat den Anschein, daß die Kommunen hier größere Anstrengungen im Museumsbereich unternehmen, unabhängig von der Bevölkerungsdichte. Das erinnert an die vielfach propagierten »weichen Standortfaktoren« bei der Förderung des Erholungstourismus.

Die absoluten Zahlen der öffentlich-rechtlich getragenen Museen eignen sich zum Nachweis, daß diese Feststellung begründet ist: Hohe absolute Zahlen je Kreis ergeben sich in den genannten Solitärstädten und in den meisten Mit-

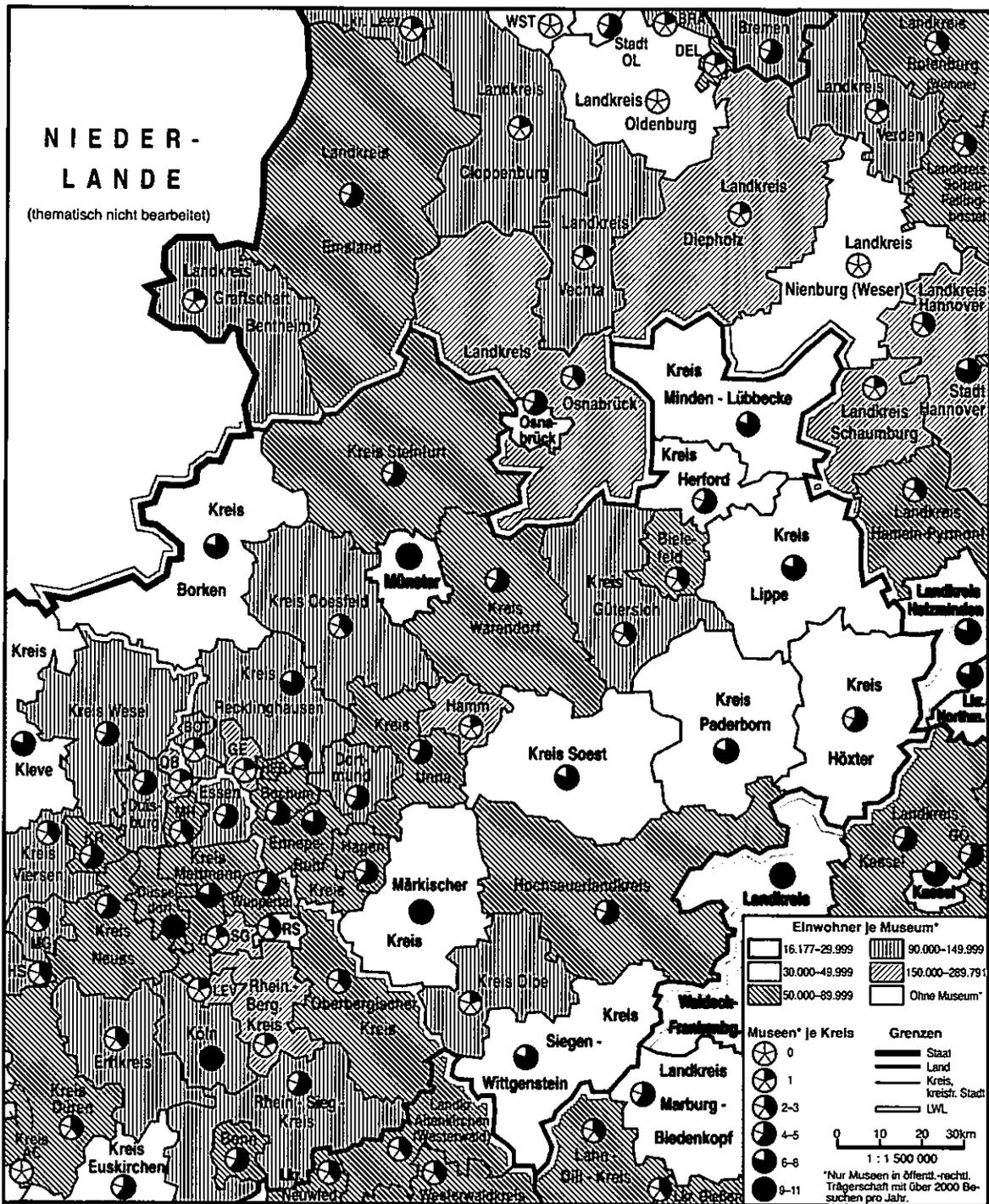


Abb. 5: Einwohner je Museum in öffentl.-rechtl. Trägerschaft (>2000 Jahresbesuche) pro Kreis / kreisfreie Stadt (ohne kirchliche Museen)

telgebirgskreisen der östlichen Abbildungshälfte; weitere hohe Zahlen (Köln, Bremen, bergisch-märkische Kreise am Rand des Ballungsraums) werden im Quotienten durch hohe Bevölkerungszahlen aufgewogen. Interessant ist, daß unter den Großstädten die überregional

bekanntesten Museumsstandorte (Köln, Bremen, Hannover) zwar überdurchschnittlich viele öffentlich-rechtlich getragene Museen anbieten, aber erheblich unter der mittleren Angebotsdichte bleiben; »kleine« Großstädte (Delmenhorst, Mülheim a. d. R., Remscheid) erzielen

mit geringen Museumszahlen günstige Angebotsdichten. Dünn besiedelte Flächenkreise kennen eine derartige Spreizung der beiden Angaben nicht.

3.2 ERSTERÖFFNUNG (zu Karte 2.2)

Statistiken über die Gründungsjahre zählen zu den beliebtesten Darstellungen des Museumswesens. Dieses Interesse speist sowohl das Schlagwort «Museumsboom», das zahlreiche junge Institute untermauern sollen, als auch die Vorstellung von «Gründungswellen» der Musealgeschichte. Solch eine Rückschau-Analyse verfehlt jedoch wesentliche Inhalte. Museen altern nicht geschichtslos, sondern sie machen vielfache Wandlungsprozesse durch. Änderungen von Bau, Präsentation, Neu- und Wiedereröffnungen sind bei alten Institutionen die Regel. Gelegentlich wechselt der Träger, meist vom privatrechtlichen in den öffentlich-rechtlichen Bereich, oder auch das wesentliche Sammlungsgut (z.B. Karl-Ernst-Osthaus-Museum, Hagen, dessen frühere Sammlung jetzt im Folkwang-Museum, Essen, ist). Radikale Änderungen des Sammlungsschwerpunktes sind selten (Hilden, Mönchengladbach), Veränderungsprozesse die Regel. Das 1935 eröffnete, nach Kriegsverlusten 1958 wiedereröffnete Heimathaus Gütersloh hat mit der medizin- und industriegeschichtlichen Ausstellung des Stadtmuseums Gütersloh von 1988 nur einige Depotobjekte gemeinsam. Ähnliches gilt für das 1888 gegründete Kölnische Stadtmuseum, das 1925 im wesentlich größeren Rheinischen Museum/Haus der rheinischen Heimat aufging, dieses aber 1945 gewissermaßen beerbte und auf drastisch geringerer Ausstellungsfläche (etwa zehn Prozent) wiedererstand.

Sammlungserweiterungen werden mit Jahresringen verglichen, die von alten »Unterlassungssünden, Korrekturen und immer neuen Schwerpunkten des historischen Interesses« künden (BRACKER, 139). Präsentationen verschwinden, wie die 1937 im Heimathaus Münsterland, Telgte, eröffneten, arbeitenden Werkstätten und die »zeitgemäßen« Musterzimmer für Siedlungshäuser (RINGBECK, 306f.). Das Verhältnis der Institution Museum zu ihrer Dauerausstellung hat sich verändert: »Der Ausstellungsaspekt war in den Museen früher sekundär. Die Sammlungen waren nach wissen-

schaftlichen Gesichtspunkten geordnet und wurden auch so ausgestellt. Wie die Zinnsoldaten waren die Objekte nach taxonomischen Kriterien in den Schaukästen aufgereiht. Heute zählen nicht mehr die Kostbarkeit und wissenschaftliche Bedeutung der Sammlungen, im Zeitalter der Einschaltquoten zählen allein die Besucherzahlen. Was früher die Hauptsache war, die Sammlungen, ist also zur Nebensache abgesunken. Dafür ist die frühere Nebenfunktion, die Präsentation der Objekte, zur Hauptfunktion avanciert« (SCHMINKE, 20).

Daneben wird die Vielzahl einstiger, inzwischen verschwundener Museen vergessen. Statistisch verwertbare Unterlagen für Westfalen-Lippe existieren nicht. Eigene Nachforschungen ergaben, daß in Nordrhein-Westfalen 1986–90 29 Museen (ohne Kleinsteinstellungen) eröffneten. Zieht man aufgelöste Museen oder solche, die ihren Standort in ein anderes Land verlagerten, ab, beträgt das Nettowachstum der Museenzahl 15. Bei 316 Museen ergibt sich also ein Wachstum der Museenzahl in diesen fünf Jahren von 9,2 % oder von 4,7 %. Weltweit soll diese Wachstumsrate bei etwa 10 % liegen (WAIDACHER, 21). Vermutlich wurden im Sinne der Heimaterziehungsbewegung während der 1920/30er Jahre auch im Bereich des Kartenausschnitts zahlreiche heimatkundliche Schulmuseen gegründet, die inzwischen untergegangen sind. Nicht nur in den 1970/80er Jahren, sondern bereits auf dem »Westfalentag« 1924 sprach man von »allerorts entstehenden Heimatmuseen«.

Ganze Sammlungsschwerpunkte sind erloschen. Man mag die um 1900 beliebten »anatomisch-pathologischen Museen« noch als Schaubuden abtun; auch die Gewerbeordnung von 1899 faßte sie als steuerpflichtige Gewerbebetriebe auf, weil sie »ihrer Zusammensetzung und Zweckbestimmung nach höheren Interessen der Wissenschaft nicht dienen«. Der Erste Weltkrieg bescherte patriotische »Kriegsmuseen«; reichsweit waren es Mai 1916 bereits 45 Dauerausstellungen (KUNTZ, 99). Das Dritte Reich füllte die Museumslandschaft mit Wehestätten wie der »Widukind-Gedächtnisstätte« in Enger (Kreis Herford).

Andere Themen kommen neu auf; so fügt es sich durchaus in die allgemeine Museumsgeschichte ein, wenn keines der bestehenden Technik- und Industriemuseen und kein kulturwis-

senschaftliches Spezialmuseum im Kartenausschnitt vor 1900 gegründet wurde und nur neun Orts- oder Regionalmuseen aus dieser Zeit stammen.

Angeichts dieser vielfältigen Entwicklungen sind langfristige Trends kaum auszumachen. So werden für 1974–1984 »starke Impulse aus der Bevölkerung zugunsten neuer Museen« beschrieben (MÖBIUS, 29), während Schließungsstatistiken fehlen. Möglicherweise sind geschätzte Wachstumsraten auch voreilige Analogieschlüsse aus den behaupteten Steigerungen der Besuchszahlen sowie Erhebungsfehler in der Statistik: »In den 1950er und 1960er Jahren galt der Stellenwert von Museen in Deutschland nicht allzuviel; im internationalen Maßstab etwa meldete die Bundesrepublik Deutschland der UNESCO weit weniger Museen als tatsächlich existieren: nämlich etwa 600 statt der mehr als doppelten Zahl vorhandener Museen. Heutzutage hingegen führt eher Euphorie die Feder, unkritische Übertreibungen vorhandener Tendenzen sind – zumindest in der veröffentlichten Meinung – die Regel geworden« (TREINEN 1990, 153).

Karte 2.2 spiegelt deshalb keine Regionalgeschichte des Musealwesens, sondern lediglich das Maß von Alter und Tradition bestehender Institute. Die Darstellung orientiert sich wiederum an den gegenwärtigen Besichtigungseinheiten. Die einzelnen Ersteröffnungsjahre wurden in Zeitabschnitte eingeordnet, die der politischen Geschichte entstammen (1866, 1918, 1933, 1945), deren Untergliederung jedoch abstrakt bleibt (Jahrhundert, Jahrzehnte).

Museumsgeschichtlich bedeutsame Ereignisse treten nicht heraus. Das älteste öffentliche Museumsgebäude Deutschlands, das Museum Fridericianum in Kassel (1779), beansprucht hier die staatliche Gemäldegalerie Alter Meister nur als Vorläufer; das älteste Museumsgebäude im heutigen Niedersachsen, das Augusteum in Oldenburg (1865–1867), wird mit dem Wiederbeginn der musealen Nutzung (1976) markiert, während das – noch höhere – Alter der großherzoglichen Gemäldegalerie der heutigen Institution Landesmuseum Oldenburg zugewiesen ist. Einige Museen des 19. Jahrhunderts sind durch Teilung erloschen; die Karte gibt sie als ein fortbestehendes Haus mit Tochtergründung wieder: So ist das 1824 gegründete Museum mineralogicum et zoologicum der

Akademie Münster Keimzelle des heutigen Geologisch-paläontologischen und des Mineralogischen Museums der Universität Münster.

Eine noch gegenwärtig die Museen eines Standorts bestimmende Zahl traditionsreicher Häuser ist typisch für alte Residenzstädte, etwa Bonn, Detmold oder Oldenburg. Die frühesten Ersteröffnungen bestehender Häuser konzentrieren sich deutlich in den Metropolen, Ausnahmen lassen Städte mit bedeutsamer Vergangenheit hervortreten wie Herford und Neuss und einige Baudenkmäler als altbekannte Ausflugsziele wie Burg Altena oder Schloß Burg, Solingen. Auf ein hohes Alter blicken die meisten Museen mit komplexen Beständen zurück. Diese »Landesmuseen« sind zumeist staatlich; in Nordrhein-Westfalen ersetzen Kommunalverbände und die Stadt Köln dieses Engagement.

Die großen, leistungsfähigen »Landesmuseen« können sowohl benachbarte Museen aufsaugen als auch Sammlungsgebiete als selbständige Besichtigungseinheiten ausgliedern. Dadurch entstehen falsche Eindrücke im Kartenbild von statischer Ruhe in Oldenburg (wo das Landesmuseum 1899 die Altertümersammlung, 1923 das Kunstgewerbemuseum aufgenommen hat) oder von andauernden staatlichen Aktivitäten in Kassel (wo eine Folge von »Kernspaltungen« die Staatlichen Museen innerstädtisch dupliziert). Die Tradition der Landesmuseen erklärt neben dem besonderen Charakter der Universitätsmuseen die deutliche Bevorzugung von Metropolen als Standorte staatlicher Museen.

Gerade diese traditionsreichen zentralen Museumsstandorte sind es, die von museumsarmen »Halskrausen« umgeben sind; die Ausblendung der standortgebundenen Schloßmuseen in Havixbeck, Brühl oder Calden verstärkt diese Beobachtung.

Gegenläufige Tendenzen, wie im Landkreis Hannover, gehören der jüngsten Vergangenheit an. Im gesamten Münsterland sowie in den Nachbarregionen (südlicher Kreis Osnabrück, Kreis Gütersloh) finden sich außer einem Schloß und drei Orts- oder Regionalmuseen keine Institutionen, die älter als fünfzig Jahre sind. Außerhalb dieser Teilregionen belegt das Kartenbild jedoch eine vielfältige Mischung der Altersklassen. Häuser der Nachkriegszeit stehen sowohl in traditionsreichen wie in (von heu-

te gesehen) sonst unbesetzten Standorten. Häuser verschiedenster Altersklassen sind im unterbesetzten Weser-Ems-Gebiet wie im gut versorgten Ostwestfalen-Lippe nebeneinander vertreten.

Der Blick auf die Altersstruktur der Museen in kirchlicher Trägerschaft führt einen Aspekt der Musealgeschichte vor: Zu den Vorfahren der Museen rechnen die kirchlichen Schatzkammern. Der Kölner Dom richtete bereits im 13. Jahrhundert einen solchen Raum ein – so gesehen das älteste Museum Nordrhein-Westfalens. Gedacht war, die Reliquien zur Verehrung bereitzustellen. Noch heute findet dieser Raum lebhaftes Interesse – wegen der zur Schau stehenden, kostbaren Gefäße. Bemühungen, Kulturgüter vor dem Untergang zu bewahren, ließen auch kirchliche museale Sammlungen neu entstehen. Mit Paderborn (1851) und Köln (1854) verfügt Nordrhein-Westfalen über die ältesten deutschen Diözesanmuseen. Dem wachsenden kunsthistorischen Interesse entsprechen dann erst im 20. Jahrhundert öffentliche Schatzkammern, beispielhaft der Münsterschatz in Essen (1959) oder der Domschatz Minden (1980).

Ansonsten führt ein Vergleich der **Karten 2.1** und **2.2** leicht in die Irre, weil Gründungsträger und heutiger Träger oft nicht identisch sind. Typisch ist, daß sich landesherrliche Privatgalerien und Sammlungen von Altertumsvereinen zu Landes- und Stadtmuseen wandeln: Die Zukunft verheißt ähnliche Entwicklungen, weil viele Vereinssatzungen vorsehen, daß bei Vereinsauflösung das Vermögen der Kommune anheimfällt.

Dennoch sind Vereinsmuseen nicht kurzlebig, obschon doppelt so viele Museen in Vereinsträgerschaft oder -mitträgerschaft (35) seit 1980 eröffneten, als vor 1945 gegründete Museen sich noch heute in solchen Trägerstrukturen befinden (18). Nicht von ungefähr sind die ältesten von Vereinen getragenen Institutionen die »Landesmuseen« der inzwischen aufgelösten Territorien Schaumburg-Lippe (1905) und Schaumburg (1909) sowie, als musealgeschichtliches Unikum seit 1849, die Kunsthalle Bremen, die der Kunstverein trägt. Sie ist das letzte im 19. Jahrhundert entstandene Museum des Kartenausschnittes, das weder in öffentlich-rechtliche Trägerschaft noch in rechtliche Selbständigkeit gelangt ist.

3.3 AUSSTELLUNGSFLÄCHE (zu **Karte 2.3**)

Der Größenvergleich von Museen korrigiert falsche Eindrücke, die die schlichte Zahl musealer Einrichtungen hervorruft. Bedeutung, Leistung und Qualität von Museen werden auch dadurch nicht meßbar; die wertfreien Größenangaben verdeutlichen aber prinzipielle Angebotsunterschiede. So gleichen sich die Einwohnerzahlen von Bottrop und Paderborn; in Bottrop steht jedoch »nur« ein Museum zur Verfügung, in Paderborn sind es samt Kleinmuseen acht, von denen die Stadt drei Häuser trägt. Dieses scheinbar üppige Angebot beruht – neben dem Engagement von stadtänsässigen kirchlichen Trägern und dem des Landschaftsverbands – auf einem dezentralen Museumskonzept der Stadt Paderborn, während sich Bottrop für ein komplexes Museum entschieden hat (Paläontologie, moderne Kunst und Stadtgeschichte in einem Haus). Dafür hält Bottrop 3.000 m² Ausstellungsfläche bereit, Paderborn in drei Häusern zusammen 1.700 m² (1990; seit 1994 2.100 m²).

Analog zur hier angewandten Museumsdefinition dient die Ausstellungsfläche dem Größenvergleich, wohl wissend, daß Museen außer Dauer- und Wechselausstellungsräumen weitere Flächen enthalten oder enthalten können wie Verwaltung, Werkstätten, Objektdepots, Lagerräume, Veranstaltungsräume, Gastronomie, Verkaufsräume (»Museumsshop«), Verkehrs-, Nebenflächen usw. Die nicht dargestellten Kleinmuseen verfügen meist über keine derartigen Zimmer; ihre Ausstellungsflächen liegen mehrheitlich unter 100 m².

Die Bandbreite der Flächengrößen ist nicht ungewöhnlich. Das kleinste in der deutschen Museumsliteratur beschriebene »Museum« verfügt über 8 m² (Museumskonzeption, 406), der Pariser Louvre als größtes Museum der Welt erweiterte 1993 von 30.000 auf 52.000 m² Ausstellungsfläche.

In **Karte 2.3** sind (ohne Kleinmuseen) die flächenkleinsten Einrichtungen die kirchlichen Schatzkammern in Mönchengladbach und Köln sowie das Wilhelm-Busch-Geburtshaus in Wiedensahl (Samtgemeinde Niederwöhren) und das Münchhausen-Erinnerungszimmer in Bodenwerder (alle unter 75 m²); die größten Häuser sind in Westfalen das Deutsche Bergbau-Mu-

seum, Bochum (12.000 m², mit Schaubergwerk 19.000 m²), und das Westfälische Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster (6.500 m²), im Rheinland das Museumszentrum Essen und der Komplex Wallraf-Richartz/Ludwig/Agfa-Foto-Historama in Köln (je 9.500 m²).

Solche großen Zahlen überdecken, daß der Mittelwert (Median) für die Museen im Kartenausschnitt nur 600 m² beträgt; andererseits ist zu bedenken, daß Großbauten auch in anderen Kulturbereichen auftreten (Theater, Bibliotheken) und ebenso Discotheken mit 2.000 m², Textilkaufhäuser mit 5.000 m², Supermärkte und Kaufhäuser mit 10.000 m² auf ihre Kunden nicht überdimensioniert wirken. Im Gegensatz zu Gewerbebetrieben sind die Flächengrößen von Museen oft von Gegebenheiten und nicht vom Bedarf bestimmt, wie unveränderliche Bauten, etwa die Alte Synagoge in Essen, aber auch die Schloßmuseen und Schaubergwerke, augenfällig machen.

Dennoch findet sich im Sammlungsschwerpunkt eine wesentliche Begründung für das Maß der Ausstellungsfläche, einleuchtend durch die unterschiedlichen Stellflächen von Uniformknöpfen und Dampfmaschinen, von Kelchen und Traktoren. Eine Zuordnung der einzelnen Ausstellungsflächen (ohne Freilichtmuseen) zu den Sammlungsschwerpunkten bestätigt, wie wichtig diese Beziehung ist. Anschaulich sind graphische Darstellungen in Form sogenannter Box-Plots, die für jeden Sammlungsschwerpunkt drei Werte markieren, die Grenzwerte zwischen den Vierteln aller, der Größe nach geordneten Zahlen: 1. Quartil, Median (Mittelwert), 3. Quartil. Für die Museen im Kartenausschnitt ergeben sich die drei Werte 260 m²/600 m² (= Median)/1.200 m².

Diesen durchschnittlichen Werten nähern sich die Box-Plots der Vor- und Frühgeschichte, des außereuropäischen Kulturguts, der Naturwissenschaften und (trotz der sperrigen Fahrzeuge unter den Exponaten!) der Technik sehr an,

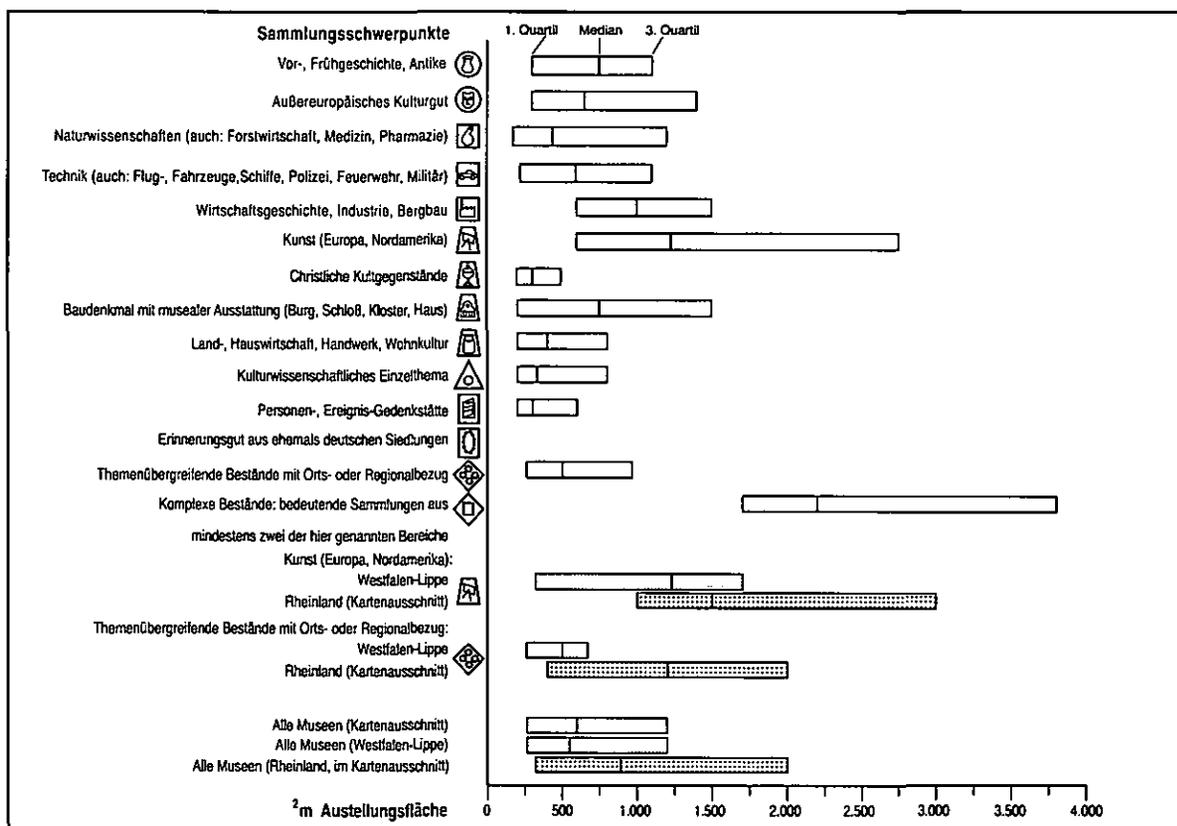


Abb. 6: Verteilung der Ausstellungsflächen-Größen bei den einzelnen Sammlungsschwerpunkten (ohne Freilichtmuseen, nur Museen > 2000 Jahresbesuche)

Hinweis: Die vom unteren (1.) bis zum oberen (3.) Quartil reichenden Kästchen („Box-Plots“) kennzeichnen die zentralen 50% des jeweiligen Datensatzes. Vgl. auch Abb. 7, 8, 10-13.

während die Box-Plots der christlichen Kultgegenstände und der Gedenkstätten unter dem allgemeinen Median bleiben, die der »Land-, Hauswirtschaft«, der Einzelthemen und der Orts-, Regionalmuseen unterdurchschnittlich sind (Abb. 6). Die erhöhten drei Zahlen für Industrie/Bergbau und – ganz extrem – für die komplexen Bestände (z. B. Landesmuseen) verwundern nicht. Überraschender ist, wie deutlich sich die Kunstmuseen vom Durchschnitt abheben mit erheblicher Streubreite der Flächengrößen im dritten Viertel. Hier zeigt sich ein Effekt sowohl von der teilweise sehr raumgreifenden Gegenwartskunst als auch von der großzügigen Präsentationsform, wie sie die oft als »Musentempel« verunglimpften Gemäldegalerien pflegen.

Für die Kunst- und die Orts-, Regionalmuseen ergeben sich auffällige Unterschiede: Westfalen-Lippe, die Dominante des Kartenausschnittes, hält beide Male den allgemeinen Median auch als regionalen Wert; das zweite Viertel jedoch streut bei den Kunstmuseen mehr, während das dritte Viertel drastisch enger ausfällt. Ganz anders das Rheinland: Beide Mediane liegen über dem Durchschnittswert, bei den Orts-, Regionalmuseen gar im vierten Viertel des Durchschnitts. Die Streuung der Werte ist allerdings erheblich, besonders im dritten Viertel der Kunstmuseen – über den ohnehin extremen 3. Quartil des Durchschnitts hinaus. Von den Ausstellungsflächen her scheinen diese Sammlungsgebiete Rheinlands und Westfalen-Lippes kaum vergleichbar, man mag diese Beobachtung für die Kunstmuseen aber auch an der unterschiedlichen Zahl der traditionsreichen, international bekannten Häuser und der Museen für (raumgreifende) zeitgenössische Kunst festmachen.

Karte 2.3 bestätigt bei flüchtiger Betrachtung diese Ausstattungsunterschiede: Die Signalfarbe Rot für die größten Ausstellungsflächen tritt im Rheinland häufiger und, wegen der geringeren Größe des Landesteils, deutlich geballter auf. Dieses ist jedoch kein regionales Spezifikum, sondern ein Faktor, der unterschiedliche Siedlungsstrukturen verdeutlicht. Die dichte Lage flächengroßer Häuser kennzeichnet den Ballungsraum Rhein-Ruhr, die Signalfarbe Rot für Museen über 3.000 m² Ausstellungsfläche konzentriert sich auf Großstädte. Außerhalb des Ballungsraumes heben diese Werte traditionsreiche Metropolen heraus: Münster, Detmold,

Bremen, Oldenburg und Kassel – eine Städte-Liste, die auch für die Landesmuseen der Bundesländer bzw. der Kommunalverbände gilt. Kreisfreie Großstädte ohne diese »Residenzfunktionen« aus dem 19. Jahrhundert fallen deutlich ab, auch wenn Bielefeld und Hamm 1993–95 durch üppige Museumsneubauten aufholen können. Als ambitionierte Ausnahme zeigt sich im Kartenausschnitt nur Mönchengladbach.

Zieht man Museen mit extrem hohen Flächen (Freilicht-, Bergbaumuseen) sowie die standortgebundenen, oft großflächigen Schloßmuseen ab, so finden sich von den Häusern über 1.600 m² Ausstellungsfläche im Weser-Ems-Gebiet (ohne Oldenburg, Osnabrück) keines, in den Kreisen des Münsterlandes und Südwestfalens nur je eines (zwei Regionalmuseen mit komplexen Beständen in historischen Kloster- bzw. Burgräumen), ganz ähnlich das Bergische Land (Kreismuseum im Schloß Homburg, Nümbrecht). Ausnahmeerscheinungen sind die Universitätsstadt Marburg und die rheinischen Mittelstädte Kevelaer und Siegburg.

Begünstigter steht Ostwestfalen-Lippe mit seinen östlichen Nachbarregionen dar: Hier schlagen neben Freilichtmuseen und großflächigen Schloßmuseen noch die Argumente »Residenzstadt« (Detmold) und »raumgreifende Exponate« (Hubschrauber in Bückeberg, Landmaschinen in Emmerthal-Börry) zu Buche, ohne daß damit das Format der Stadtmuseen in Minden, Hameln und Hofgeismar und das ambitionierte Weserrenaissance-Museum in Lemgo erklärt wären. Eher erinnert dieser Befund an das beobachtete erhöhte kommunale Engagement in den tourismusorientierten Mittelgebirgen.

Diese rasch benannten Ausnahmen am östlichen Kartenrand verstellen aber nicht den Blick auf den Zusammenhang von Flächengröße und Einwohnerzahl der Kommunen. Eine Drei-Zahlen-Darstellung der Ausstellungsflächen der Museen in bestimmten Einwohnerzahlen-Klassen erweist, daß erst die Städte mit 50.000–99.999 Einwohnern den allgemeinen Median von 600 m² Ausstellungsfläche erreichen (Abb. 7). Für die Einwohnerzahlen-Klassen unter 100.000 zeigen sich Bandbreiten vom 1. zum 3. Quartil von 430 bis 750 m², ein Viertel der Museen (ohne die Kleinmuseen!) in Gemeinden unter 25.000 Einwohnern haben weniger als 220 m² Aus-

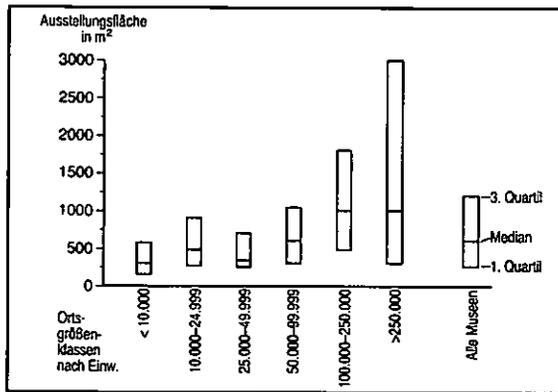


Abb. 7: Verteilung der Ausstellungsflächen-Größen nach Ortsgrößenklassen (ohne Freilichtmuseen, nur Museen >2000 Jahresbesuche)

stellungsfläche, ein Viertel mehr als 700 m². Das spricht für kleinformative, in ähnlichen Größen ausgeformte Museen in den kreisabhängigen Städten und Gemeinden.

Die Großstädte zeigen völlig andere Werte: Ihr Median von 1.000 m² ist deutlich überdurchschnittlich, ein Viertel der Museen in Städten mit mehr als 250.000 Einwohnern nutzt eine Ausstellungsfläche von 3.000 m² oder darüber. Die erheblich größere, bei Städten über 250.000 Einwohnern extreme Bandbreite zeigt zusätzlich an, daß die Großstädte neben den großflächigen Häusern auch eine nennenswerte Zahl geringer bemessener Museen beherbergen.

Daß die Flächenangebote auch von der Trägerschaftsstruktur abhängen, leuchtet ein, wenn man die Flächengröße als Hinweise auf Bauinvestitionen, Unterhalts- und Betriebskosten versteht und so als groben Indikator des Finanzbedarfs nutzt. Die wenigsten privatrechtlichen Museumsträger können hohe Defizite decken. Aus diesem Grund ist nicht nur die Zahl öffentlich-rechtlich getragener Museen groß, sondern auch deren Flächenangebot. Nur ein Viertel der von Vereinen getragenen oder mitgetragenen Museen hat ein Flächenangebot, das den allgemeinen Median von 600 m² übersteigt. Da die Drei-Zahlen-Darstellung für Museen mit Beteiligung von Kreis oder Gemeinde neben einem privatrechtlichen Mitträger noch leicht unter der für Vereinsmuseen liegt (Abb. 8), ist vermutlich der Finanzierungsbedarf etlicher kleiner Museen nur in Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand zu decken, ohne daß diese Hilfestellung das (Flächen-) Angebot deutlich anhöbe. Dagegen sind die Drei-Zahlen-Dar-

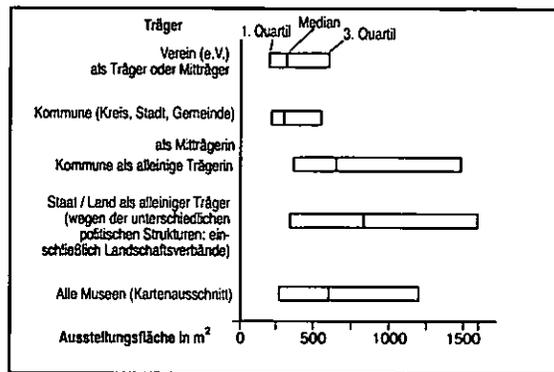


Abb. 8: Verteilung der Ausstellungsflächen-Größen bei unterschiedlichen Museumsträgern (ohne Freilichtmuseen, nur Museen >2000 Jahresbesuche)

stellungen für Häuser in Kreis- oder Gemeindegemeinschaft sowie für die staatlichen Museen überdurchschnittlich, beide dritten Viertel streuen mehr als in der Gesamtheit der Museen.

Die Berechnung eines Quotienten aus Einwohnerzahl und (kumulierter) Ausstellungsfläche je Kreis soll überprüfen, ob sich aus dem drastischen Größenunterschied zwischen den Museen in Großstädten und denen anderer Kommunen entsprechende Angebotsdifferenzen ergeben (Abb. 9). Die kreisabhängigen Großstädte Bergisch Gladbach, Moers, Neuss, Paderborn, Recklinghausen und Siegen werden nicht gesondert bearbeitet; statt dessen treten die Solitärstädte Oldenburg, Osnabrück, Münster, Kassel, am Kartenrand Hannover, hervor, dazu die rheinischen Metropolen Köln, Düsseldorf, Bonn, während die anderen Großstädte des Ballungsraums sehr unterschiedliche Werte erzielen. Der günstige Wert Bochums entspricht dem Standort des größten Museums im Kartenausschnitt. Auffällig sind »Halskrausen« aus mäßigen bis mangelhaften relativen Flächenangeboten in den Kreisen am Rande des Ballungsraumes. Das Ruhrgebiet, aber auch Köln und Aachen haben ein Umland mit mageren Ausstellungsflächen.

Der ländliche Raum zeigt unterschiedliche Werte, teils auch in benachbarten Gegensätzen (Kreise Borken und Coesfeld). Das dünne Flächenangebot im Weser-Ems-Gebiet überrascht nicht, fällt aber noch ungünstiger aus als das zahlenmäßige Museumsangebot für die Einwohner, wenn man von den Freilichtmuseen in den Landkreisen Cloppenburg und Ammerland (WST, Westerstede, in den Textabbildungen) absieht.

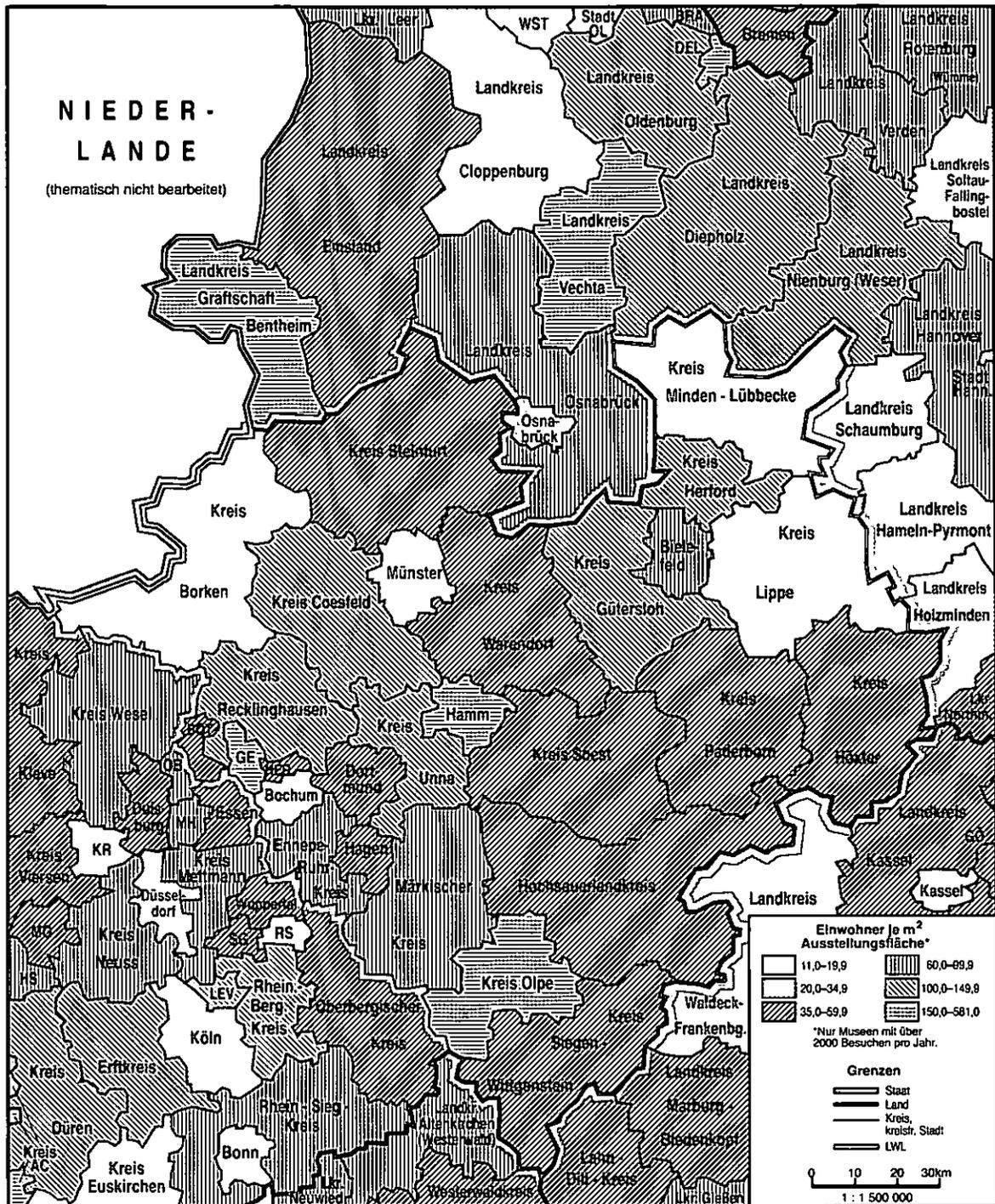


Abb. 9: Einwohner je m² kumulierter Ausstellungsfläche von Museen pro Kreis / kreisfreie Stadt (nur Museen >2000 Jahresbesuche; Ansetzung Freilichtmuseen mit pauschal 5000 m²)

Auffallend günstige Werte ergeben sich wiederum entlang der Ostgrenzen Westfalen-Lippes, jedoch nicht – wie beim Angebot öffentlich-rechtlich getragener Museen – in Abbildung des Gebirgszuges. Die Kreise Höxter und Paderborn (trotz der großen Kreisstadt!),

Hochsauerlandkreis, Siegen-Wittgenstein und Marburg-Biedenkopf zeigen, auf die Einwohnerzahl bezogen, im Flächenangebot Defizite.

Unter Berücksichtigung des Erholungswertes der Kreise Euskirchen (Eifel) und Soltau-

Fallingbostal (Lüneburger Heide) wird deutlich, daß relativ zur Einwohnerzahl günstige Angebote an Ausstellungsflächen entweder in traditionsreichen Metropolen bereitstehen, augenfällig bei den Solitärstädten, oder aber in vielen der stark fremdenverkehrsorientierten Landkreise. Wegen dieser unterschiedlichen Faktoren ergibt sich kein direkter Zusammenhang zwischen Bevölkerungszahl und relativem Flächenangebot, wie wegen der zunehmenden finanziellen Leistungsfähigkeit größerer Kommunen vermutet werden könnte.

3.4 MUSEUMSBESUCHE(R) (zu Karte 2.4)

3.4.1 BESUCH UND BESUCHER

Imponierende Angaben über Besucherströme in Museen gehören inzwischen zu den Selbstverständlichkeiten in kulturellen Presseberichten. Beeindruckende Vergleiche mit den verkauften Eintrittskarten in Fußballstadien oder Kinos haben das Selbstwertgefühl im Museumswesen sehr gehoben. Schon werden euphorische Töne laut: »Sonderausstellungen machen Museumsbesuche zum Freizeitereignis: Ein freizeittouristisches »Muß« für viele. Bildungsbarrieren werden abgebaut; die Kulturlandschaft wird zum Erlebnisraum für ein breites Publikum: »Man« geht eben hin« (OPASCHOWSKI, 85).

Ein grundlegendes Mißverständnis deutet sich an: Museen sind keine Ereignisse, allenfalls veranstalten sie welche. Eine solche Sensation mit Besucherrekorden war schon 1981 die Tut-Ench-Amun-Wanderausstellung. Wie wenig Besucherstatistiken mit dem Museum selbst zu tun haben, belegt das während dieser Ausstellung vollständig magazinierte Kölnische Stadtmuseum.

Ganz ähnlich das Heimathaus Münsterland in Telgte: In den letzten Jahren suchen 70–85 % der Besucher dieses Museum zur Zeit der jährlichen Krippenausstellung auf, während der die Dauerausstellung abgebaut ist (HECKEL 1993, 45). Ausstellungshäuser ohne museale Sammlungen stellen ähnliche Rekorde ein; vielzitiert sind die 430.000 Personen, die 1993 die Cézanne-Ausstellung der Tübinger Kunsthalle aufgesucht haben. Solcher Publikumszuspruch läßt vergessen, daß Museen mehr Auf-

gaben haben als die Ausstellungshäuser, daß die Unterhaltsträger sich aus anderen Beweggründen engagieren, daß die Fachwissenschaftler andere Aspekte des Museums bewegen. »Kein Kulturpolitiker scheint sich mehr zu trauen, Museen aus sich selbst heraus zu legitimieren und unabhängig von Besuchezahlen zur Subvention zu empfehlen. Es regiert der Mythos der großen Zahl. Daß so die gesellschaftliche Relevanz von kulturellen Institutionen mit dem Besucherumsatz verwechselt wird, ist eine für die Kulturpolitik folgenreichere Entwicklung der Nachkriegszeit« (GRASSKAMP, 86).

Dennoch ist die Analyse von Besucheahlen eine Möglichkeit, Leistungsfähigkeit und Akzeptanz von Museen darzulegen. Soziologische Analysen des Museumspublikums in Berlin und Westfalen-Lippe weisen eine von der Wohnbevölkerung abweichende Altersstruktur nach, die »generelle Unterrepräsentanz der über 50jährigen« (KLEIN 1990, 158), die geschlechtsspezifisch noch ungünstiger ausfällt: 7 % der befragten Gäste beziehen Rente, der Verteilung in der Wohnbevölkerung entsprechen 18 %; 4,5 % der Besucherinnen über 15 Jahre sind Rentnerinnen statt 22 % der Einwohnerinnen (ebd., 1990, 172).

Der logische Gegensatz ist die überdurchschnittliche Zahl der 21–40jährigen im Freilichtmuseum Cloppenburg (45,1 % statt 28,0 % im Bundesdurchschnitt: EISLEB, 60) oder der 14–34jährigen 1990 in den Kölner Museen (BRAUERHOCH, 46f.). »In diesem Zusammenhang ist die These, daß der jugendliche Besucher von heute der Besucher von morgen sei, zumindest zweifelhaft. Es scheint durchaus möglich zu sein, daß sich die Besucher von morgen zwar unter den Besuchern von heute befinden, ein großer Teil der heutigen Besucher aber mit steigendem Alter nicht mehr interessiert werden kann« (SCHARIOTH 1974, 95). Das Telgter Museum, dessen Besucher zu 44 % 50 Jahre und älter sind (HECKEL 1988, 60), ist wohl eine Ausnahmeerscheinung.

Modelle sozialer Schichtung helfen wenig bei der Beschreibung des Museumspublikums – »Schichtungskriterien, also Berufsstellung, Einkommen und andere, das Sozialprestige und den sozialen Status bestimmende Faktoren scheinen [bei der Beschreibung des Museumspublikums] ... eine untergeordnete Rolle zu spie-

len. Auch arme Akademiker neigen eher dazu, ins Museum zu gehen, als wohlhabende Handwerksmeister« (TREINEN 1991, 40). Wesentliches Merkmal ist vielmehr der Ausbildungsstand allein. So haben 1971 von den Besuchern in 97 ausgewählten Museen 28 % eine höhere Schule besucht, 26 % eine Hochschule (TREINEN 1974, 38), von den 1990 befragten Kölner Museumsbesuchern hatten 72 % Abitur (BRAUERHOCH, 47). Ähnliche Ergebnisse förderten auch Statistiken in der DDR zutage (ANSORG, 8–10; STIEHLER/LINDNER, 13f.). Selbst die für Familienausflüge und Breitenwirksamkeit bekannten Freilichtmuseen rekrutieren etwa 10 % ihrer Besucher aus den Gymnasialabsolventen, weitere 15 % aus Akademikerkreisen, jeweils immer noch das Doppelte des Bundesdurchschnitts (BÖTH, 35; EISLEB, 69).

Auffälliger sind die Werte des Fernpublikums: »Über 70 % der Ausländer, die Museen in Westfalen besuchen, weisen eine dem deutschen Abitur entsprechende Qualifikation auf, in Berlin sind es sogar fast 90 %« (KLEIN 1990, 211). »Für Einzel- wie Gruppenbesucher gilt: je länger der Reiseweg, desto höher die Bildung ... Wahrnehmungen kultureller Gegebenheiten ... an fremden Orten erfolgen tendenziell häufiger in den >gehobenen Bildungsschichten« (KLEIN 1990, 222). Zu bedenken ist jedoch, daß diese Beobachtungen besonders die Kunstmuseen betreffen, während einige andere Sammlungsschwerpunkte besondere Gruppenbezüge haben.

Den Grund für das Vorherrschen der Bildungselite sieht TREINEN in der logischen, wissenschaftlich kategorisierenden Bearbeitung des Museumsguts (TREINEN 1991, 40f.). »Die Auswahl und Präsentation der Museumsobjekte steht ... im Gegensatz zur Alltagserfahrung der Unterschichten, indem sie eine Rezeptionsweise fordert, die auf Stille, Passivität, individuelles Erleben und Erbauung abzielt und nicht auf gegenständliches Handeln, Kollektivität und unmittelbare Nützlichkeit« (HOCHREITER, 204). LARCHER überspitzt die bildungselitäre Orientierung zum eigentlichen Zweck: »Das Museum ist ... eine Stätte für Bildungsbürger ... Hier treffen sie auf jene Bildungstrophäen, die sie in abstrakter Lernerarbeit zu memorieren gezwungen waren. Das Museum ist vermutlich der einzige Ort, wo sie jemals erleben, daß ihre schulischen Bildungsinhalte auch außerhalb der Schule eine Rolle spielen« (LARCHER, 163).

Der bildungselitäre Ausschnitt der Bevölkerung als vorherrschendes Museumspublikum begründet auch die vorschnelle Zuordnung der Museen zu den Bildungseinrichtungen. Versteht man Museen nicht als Lagerstätten von Bildungsgütern, sondern als Vermittlungssituationen, als Lernorte, so fällt der Nachweis hierfür schwer. »Lerntheoretisch gesehen, sind Museen wohl nicht so günstige Lernorte. Seminare mit zwölf Kurs-Doppelstunden werden schon zur Kurzzeitpädagogik gerechnet ... Dies muß im Museum noch einmal dividiert werden durch die Verweilzeiten vor den einzelnen Exponaten« (MEUELER, 22). BRAUERHOCH schließt daraus, daß »die intellektuelle Verarbeitung des Museumsbesuchs vor und vor allem nach dem Rezeptionsereignis stattfindet« (BRAUERHOCH, 49).

Nicht von ungefähr ist die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten eine von Museumsbesuchern geliebte, von Nichtbesuchern weniger geschätzte Freizeitbeschäftigung (KLEIN/BACHMAYER, 177). Hierfür sind Verhaltensmuster eingeübt: »Die >Gebärde der Besichtigung< schließt gewöhnlich allzu provokante Fragen aus; sie spricht die Sprache der Verkündigung, Huldigung, sie argumentiert mit Daten und Maßangaben, sie ordnet ein, erklärt, nimmt hin, belehrt« (STURM, 109). Eine sehr ähnliche Zuschauerhaltung findet ROLF KLEIN in der »stabilen Aneignungsgewohnheit ..., daß die Museumsobjekte in der Regel nur relativ flüchtig und oberflächlich wahrgenommen werden. Nach einem Museumsbesuch mögen die Objekte dem Besucher zwar >bekannt< vorkommen, aber sie bleiben ihm objektiv >fremd« (KLEIN 1989, 119f.).

Der vergleichende Blick auf die Massenmedien legt den Schluß nahe, daß bekannte Dinge eher einen Besuchsanlaß bieten als unbekannte, daß die Aufrechterhaltung von bereits Gewußtem der vorrangige Effekt des Museumsbesuchs ist (TREINEN 1988, 37).

Trotzdem ordnen 1977 in einer repräsentativen Erhebung 54,0 % den Museumsbesuch als informierend/bildend ein, nur 4,8 % als unterhaltend/entspannend. Daß Hochschulabsolventen diese Attitüde mit 60,6 % zu 1,5 % vor sich her tragen, überrascht nicht (EISENBEIS, 23). Ein aktuelles Informationsbedürfnis ist damit nicht zwingend verknüpft: Die im Staatlichen Museum für Naturkunde, Karlsruhe, angebo-

tenen Textinformationen nutzen (nach einer Untersuchung von 1986) 58 % der Besucher mit Hauptschulabschluß, aber nur 39 % der Geistes-/Sozialwissenschaftler (Neue Methoden, 94).

Diese, hinter Ansprüchen verborgene, tatsächliche Nutzung legt TREINEN bloß mit seinen plakativen Begriffen vom kulturellen Schaufensterbummel oder vom »aktiven Dösen« im Museum: »Besucher kommen für eine begrenzte Zeit, erwarten symbolisch-kulturelle, gehobene Unterhaltung und Zerstreuung, sind auf Sinnensensationen aus« (TREINEN 1988, 39). Eine quasi repräsentative Erhebung bemerkt, daß mit 52 % »der individuelle Lebensbezug die Hauptmotivation für einen Besuch ist«, auch beschrieben als »Motivationskomplex Lust – Selbstfindung – Wissensbestätigung« (SCHUCK-WERSIG u.a., 11, 24f.). Oft nicht einmal das, denn 32 % der Museumsbesucher pflegen das »Abklappern« von Sehenswürdigkeiten (SCHUCK-WERSIG u.a., 24). Außerdem hat der Gruppenbesucher weniger einen Anlaß, als daß er veranlaßt wird. Gruppenzwänge können die Hauptmotivation aller Besucher sein: »Je geringer das Besucheraufkommen an sich ist, umso höher ist der Anteil der Schulklassen. Das zeigt sich in vielen Heimatmuseen« (Bestandserhebung, 102). Diese »indirekte« Motivation bestimmt das Bild: Nach einer repräsentativen Erhebung von 1977 kamen 62,1 % der Museumsbesucher in Begleitung oder als Begleitung anderer (Klasse, Familie, Freunde, Verein), nur 18,2 % hatten einen individuellen Anlaß (EISENBEIS, 21), berufliche Museumsbesucher (z. B. Lehrer, Wissenschaftler) dürften dabei kaum ins Gewicht fallen.

Gemeinsam erlebte Freizeit läßt sich auch außerhalb des Museums sinnvoll gestalten, als Kulisse einer sozialen Begegnung ist das Museum austauschbar. In der bewußten Auswahl der Freizeitaktivität konkurriert das Museum mit einer Fülle von Alternativen, es »können die vielen Angebote, vom Fußballspiel bis zum Drei-Sterne-Restaurant, von der Modeillustrierten bis zum Opernbesuch, vom Motorrad als Hobby bis zum Museumsbesuch als einander prinzipiell substituierbar angesehen werden. Sie alle konkurrieren um das Zeitbudget, die ökonomische Leistungsfähigkeit und den begrenzten Vorrat an Aufwandsfähigkeit, über den Menschen verfügen« (SCHUCK-WERSIG u.a., 42f.). Dabei finden Kulturinstitutionen nur ein

schmales Segment vor, denn »70 % der gesamten Freizeit (Werktag, Wochenende, Urlaub) verbringen die Bürger der Bundesrepublik in der Wohnung, im Haus und Garten« (HILDEBRAND, 83); nur 1,5 % der Freizeit erleben erwachsene Bundesbürger in diversen Kultureinrichtungen insgesamt: Kino, Konzert, Theater, Museum, Sport- und Showveranstaltungen zusammengenommen (MARTIN u.a., 26).

Die zur Verfügung stehende Freizeit bestimmt jedoch nicht das Maß der Museumsbesuche, da »Museen am wenigsten durch jene besucht werden, die die meiste Zeit dafür hätten [Ruheständler und Arbeitslose]« (WAIDACHER, 223). Zu den potentiellen Besuchern werden 15–20 % der Erwachsenen gerechnet (TREINEN 1990, 155); 80,4 % der 1985 befragten Duisburger besuchten »selten oder nie« eines der dortigen Museen (Die Museen, 86). Zu den »häufigen« Museumsbesuchern rechneten sich 10 % in einer Umfrage von 1991 (»alte« Bundesländer); unter 23 vorgeschlagenen Kultur- und Freizeitstätten, Veranstaltungen und Lektüren landeten »Museen« neben »klassischen Konzerten« und »Weiterbildung« auf Rang 17 (Allensbacher, 327). In einer EMNID-Umfrage gaben 1971 45 % der über 16jährigen an, noch nie in einem Museum gewesen zu sein (RAVE, 110).

Eine Karlsruher Erhebung von 1977 kontrastiert die regelmäßigen Museumsbesucher mit den Nichtbesuchern. Neben der zu erwartenden Bevorzugung bzw. Reserviertheit gegenüber der Besichtigung von Sehenswürdigkeiten schätzen Museumsbesucher als Freizeitaktivitäten individuelle Tätigkeiten wie Lesen, Malen/Modellieren und gesellige Situationen wie Bekanntenbesuche, Ausgehen/Tanzen mehr, die Nichtbesucher weniger als der Durchschnitt.

»Für Abstinenzler in Bezug auf Theater und Konzerte stellt sich eindeutig eine personelle Identität mit den Nichtbesuchern von Museen heraus« (KLEIN/BACHMAYER, 125). Bei den genannten Vorlieben/Abneigungen scheinen die bereits genannten Museumsinteressentenkreise durch: jüngere Leute (gesellige Anlässe) und die Bildungselite (Lesen, Malen/Modellieren, Theater, Konzerte).

Besondere Anziehungskraft für einen begrenzten Ausschnitt der Bevölkerung ist an sich kein Anlaß zur Kritik, andere öffentliche Ein-

richtungen wie Sportstätten oder Jugendzentren zeigen ein vergleichbares Bild. Ein Gegenstück zu den Museen in der Verbundenheit mit formalen Bildungsgraden ist der Zoologische Garten, das »Museum des kleinen Mannes« (KLEIN/BACHMAYER, 127).

3.4.2 BESUCHER UND BESUCHE

Alle Besichtigungs-, Freizeit- und Veranstaltungsstätten haben gemein, hohen Publikumszuspruch vorweisen zu können. Beeindruckende Statistiken täuschen darüber hinweg, daß nur ein gewisses Besucherpotential diese Besuchsansätze wahrnimmt, das jedoch mehrfach tut.

Die Hälfte der (Einzel-)Besucher gibt an, bis zu drei Museumsbesuche jährlich zu machen, 35 % setzen öfter als fünfmal jährlich den Fuß in ein Museum (KLEIN 1990, 302). Letztere »Museumsfans« bestimmen die Statistiken unterschiedlich: Sie stellen nur 21 % der Besucher von Freilichtmuseen, jedoch 59 % in Kunstmuseen (ebd., 303); sie erzeugen zugleich den scheinbaren Widersinn, daß einerseits Senioren unter den Museumsbesuchern schwach vertreten sind, andererseits etliche ältere Menschen von sich behaupten, fleißige Museums-gänger zu sein.

Auch für das einzelne Museum ergeben sich Unterschiede zwischen Besuchen und Besuchern. »In der Stadt Münster und an den Museen im Münster- und Sauerland geben sogar zwei Drittel (!) der lokalen Besucher an, schon mehr als dreimal in dem betreffenden Haus gewesen zu sein«. In den Ausflugsorten des Münster- und Sauerlandes stellen »Stammbesucher« aus dem näheren Umkreis (30–100 km) 32 % der Besucher. Wegen des benachbarten Ruhrgebietes denkt KLEIN, »daß es für große Teile der Revierbevölkerung traditionelle, von Zeit zu Zeit immer wieder aufgesuchte Wochenendziele gibt« (KLEIN 1990, 229: beide Zitate).

Die entgegengesetzte Gruppe der »Erstbesucher« ist verschieden bedeutsam. Westfälische Extrembeispiele sind das Museum Wasserburg Anholt, Isselburg, mit 80 % Erstbesuchern, während nur 15 % der Besucher das Westfälische Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster, erstmalig betreten (KLEIN 1990, 225f.).

In der Gesamtheit der Museen dürfte aber das Verhältnis von Besuchen und Besuchern aus-gewogener sein als bei den Theatern, die durch das Abonnementsystem nicht nur »Stamm-publikum« binden, sondern auch einen hohen Anteil der Mehrfachbesuche je Person und Jahr erzielen.

3.4.3 BESUCHSDICHTE

Die ausgedehnte Einführung in die Besucherstatistik und Besucherforschung hatte den Zweck, vorschnelle Schlüsse aus scheinbar einleuchtenden Zahlenwerken zu verhindern. Jenseits der wesentlichen Feststellung, daß Museen neben der Erfüllung von Publikumsinteressen auch andere Aufgaben wahrnehmen, bleibt das beklemmende Gefühl, zwar eine öffentlichkeitswirksame Statistik, aber kaum eine gesicherte Erkenntnis vorlegen zu können.

Dennoch spart die vorliegende Darstellung die Besuchestatistik nicht vollends aus; vermieden wird lediglich die unvermittelte Präsentation von Jahresbesuchezahlen. Aus der für 1982 veröffentlichten »Hitliste« der 125 besuchestärksten Museen der damaligen Bundesrepublik (KLAUSEWITZ, 95–97) wird rasch deutlich, daß berühmte Schlösser (Neuschwanstein), bedeutende Gedenkstätten (KZ Dachau) und international renommierte Museen (Deutsches Museum, München) die Top Ten füllen, gefolgt von Besucherbergwerken und großen Freilichtmuseen. Mit der Realität der Museumsvielfalt allgemein wie mit der Situation der Museen im Kartenausschnitt hat dies wenig zu tun. In der »Hitliste« erzielen 0,7 % der erfaßten Einrichtungen 15,5 % der Jahresbesuche (die Top Ten), 91,4 % der Museen liegen außerhalb der »Hitliste« und verbuchen 40,5 % der Besuchezahlen. Vergleichbar sind die Museen in **Karte 2.4**, von denen 93,4 % Besuche von 2.000 bis 100.000 pro Jahr, 51,7 % der Gesamtbesuchzahl (ohne Kleinmuseen), erreichen; 47,4 % dieser Museen haben Besuchezahlen zwischen 2.000 und 10.000 jährlich, was einem Anteil an der Gesamtbesuchzahl von 7,4 % entspricht.

Für den allgemeinen regionalen Vergleich stellt **Karte 2.4** den Quotienten »Besuchsdichte« vor: Jahresbesuchzahl pro Jahresöffnungsstunden. Dieser Wert umgeht die Unterscheidung von Besuchen und Besuchern und

benennt die Personenzahl, die – im Jahresdurchschnitt – während einer Stunde das jeweilige Museum betritt. Die Besuchsdichte statt der Jahresbesuche stellt diejenigen Museen günstiger dar, die bedarfsorientierte Öffnungszeiten haben. Passende Öffnungszeiten sind keine rein administrative Frage, vielmehr gleichen sie auch Standortnachteile der von Ausflüglern geschätzten Museen in Mittelgebirgslage aus: 100.000 Besuche, die allein im Sommerhalbjahr gezählt werden, sind ein anderer Publikumsandrang als 100.000 Besuche während des ganzen Jahres.

Der – hier unterlassene – Vergleich von Jahresbesuchen und Besuchsdichte macht auf unbewältigte Defizite aufmerksam: Das Publikumsinteresse ist endlich und auch durch üppige Öffnungszeiten nicht beliebig steigerbar. Das Museum in Westfalen-Lippe mit dem größten Angebot an Öffnungszeiten – 3.600 jährlich – ist ein ehrenamtlich betreutes Heimatmuseum mit 100 m² Ausstellungsfläche. Obschon kaum ein Interessent vor verschlossene Türen kommt, liegt die Besuchsdichte nur bei 0,7. Bei kürzeren, aber bedarfsorientierten Öffnungszeiten kann eine Einrichtung mit derart begrenzter Nachfrage (z.B. eine Personen-Gedenkstätte) durchaus Besuchsdichten um 5,0 erzielen – ein mit kleinstädtischen Heimatmuseen vergleichbarer Wert. Die Variationsmöglichkeiten bei den Öffnungszeiten zeigt der Box-Plot mit 785/1.482/2.116 Öffnungszeiten pro Jahr.

Das »Mittelfeld« zeigt bei Jahresbesuchen und Besuchsdichte ein ähnliches Gesicht, da hier ein wenigstens mäßiger Publikumszuspruch mit einem nicht saisonal gebundenen Betrieb zusammentrifft.

In der Karte wurde ein Sonderfall ausgeschlossen: Einige kleinere Einrichtungen mit geringen Öffnungszeiten erzielen durch jährliche Veranstaltungen mit Volksfestcharakter (z.B. Handwerksdemonstrationen, Backtage) durchaus nennenswerte Besuchszahlen, die eine extrem günstige Besuchsdichte vortäuschen. Um die Vergleichbarkeit nicht ins Absurde zu führen, wird die Besuchsdichte für Einrichtungen mit weniger als 400 Jahresöffnungszeiten nicht ermittelt. Außerdem fehlen einige Angaben von Jahresbesuchszahlen, vorwiegend von privat getragenen Museen, die Einnahmen aus Eintrittsentgelten versteuern müssen.

Die Werteverteilung ist bei der Besuchsdichte ungleichmäßiger als bei den Ausstellungsflächen. Offenbar sind einerseits großzügige Flächenangebote häufiger zu realisieren als hohe Besuchsdichten, während andererseits sehr viele, unterschiedlich große Museen recht ähnliche, eher mäßige Besuchsdichten erzielen. Dementsprechend wurden für die Karte zwar die zweite und dritte Klasse wieder annähernd gleich, die unterste Klasse schwächer besetzt gewählt. Dagegen sind bereits die vierte und fünfte Klasse wieder schwächer, knapp halb so stark wie im Mittelfeld; die oberste Klasse wird, trotz erheblicher Breite, selten erreicht. Der Box-Plot der Besuchsdichten zeigt die geringe Streubreite der Werte an (5,85/11,51/21,28).

Die rötlichen Farbwerte der beiden obersten Klassen verteilen sich in **Karte 2.4** erkennbar anders als in **Karte 2.3**: Naheliegenderweise häufen sie sich im Rhein-Ruhr-Ballungsraum; hohe Besuchsdichten sind aber im ländlichen Raum ebenso erzielbar, nicht nur in den Mittelgebirgen, sondern auch in der Norddeutschen Tiefebene. Die Solitärstädte heben sich weniger ab, andere Museumsstandorte erregen mehr Aufmerksamkeit: Altena oder Bad Berleburg, Sögel, Boffzen oder Greifenstein.

Entsprechend schwach ist der Zusammenhang zwischen Besuchsdichte und Einwohnerzahl: Zwar befinden sich 58 % der Museen mit Besuchsdichten über 40 in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern, 35 % der Museen mit Besuchsdichten unter 10 in Gemeinden mit weniger als 25.000 Einwohnern, aber 31 % dieser schwächer frequentierten Museen stehen in Großstädten und 20 % der Museen in Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohnern erzielen respektable Besuchsdichten von über 20. Ein Blick auf die zugrundeliegenden absoluten Zahlen erklärt den begrenzten Zusammenhang: Box-Plots der Jahresbesuchszahlen, getrennt nach Ortsgrößenklassen, suggerieren zwar vordergründig, daß die Besuchszahlen um so höher liegen, je größer die Einwohnerzahl ist (Abb. 10). Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber auch, daß die Bandbreite bei Gemeinden mit 10.000 bis 25.000 Einwohnern und bei Großstädten überdurchschnittlich, bei den Städten mit mehr als 250.000 Einwohnern extrem ausfällt, während der erste Quartil nur mäßig ansteigt: Großstädte bieten eben Besuchsmagneten höchster Kategorie und zugleich beschmähige Mauerblümchen.

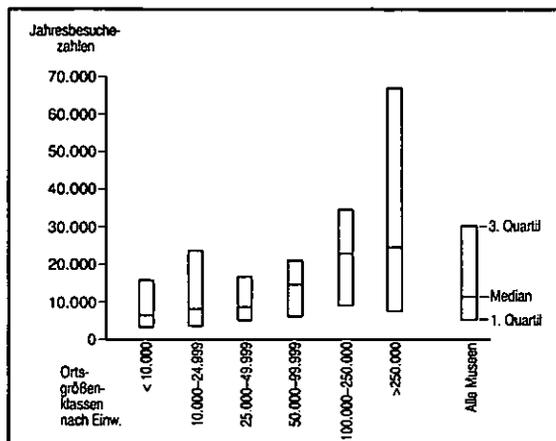


Abb. 10: Verteilung der Jahresbesuchezahlen 1990 nach Ortsgrößenklassen (nur Museen >2000 Jahresbesuche)

Ein ähnlich schwacher Zusammenhang deutete sich beim Blick auf die Ausstellungsflächen bereits an: Zwar erzielten 53 % der Museen mit mehr als 3.000 m² Ausstellungsfläche auch Besuchsdichten über 40, 42 % der Museen mit Besuchsdichten unter 10 verfügen über weniger als 400 m² Ausstellungsfläche; immerhin erreichen jedoch 13 % der Museen mit weniger als 200 m² Besuchsdichten über 20, 10 % der Museen mit mehr als 1.600 m² nur Besuchsdichten unter 10.

Einzelbeispiele zu den Extremwerten geben Hinweise zur Begründung: Es war zwar zu sehen, daß Orts- und Kunstmuseen im Rheinland flächengrößer sind, aber gerade in diese Bereiche gehören große Häuser mit geringen Besuchsdichten. Daß touristische Brennpunkte wie das Bonner Beethovenhaus oder die Kölner Domschatzkammer auf kleiner Fläche beängstigende Besuchsdichten nachweisen, überrascht nicht. Hohe Besuchsdichten erzielen auch die (dafür weitläufigen) Freilichtmuseen.

Daneben geraten etliche beliebte Ausflugsziele ins Blickfeld, voran die Schlösser und Burgen sowie einige Regionalmuseen, die attraktiven Baudenkmalern angebunden sind (Museum der Grafschaft Mark, Burg Altena; Emslandmuseum Schloß Clemenswerth, Sögel), aber auch einige Spezialmuseen (Porzellan in Fürstenberg, Samtgemeinde Boffzen; Glocken in Greifenstein); eine private Vogelsammlung hat durch Einbindung in einen Vogelpark am Rande der Lüneburger Heide (Walsrode) ihren idealen ausflugsorientierten Standort gefunden. Großzügig neuge-

staltete ethnologische Museen (Sankt Augustin, Werl) und ein objektbedingt weitläufiges Haus (Landmaschinen, Emmerthal) erreichen nur bescheidene Werte. Offensichtlich bedingen Sammlungsschwerpunkte und Freizeitwert den Besucherzuspruch mehr als Präsentationsgröße und Einzugsgebiet. Um sicherzustellen, daß nicht besonders besucherorientierte Öffnungszeiten in den Ausflugsgebieten die Betrachtung beeinflussen, werden zum weiteren Vergleich die Besucherzahlen herangezogen.

3.4.4 BESUCH UND SAMMLUNGSSCHWERPUNKT

Unter den Vergleichsmöglichkeiten für die Besucherzahlen liegt der Sammlungsschwerpunkt gewiß am nächsten; trotz aller Freizeitorientierung und kulturellen Schaufensterbummelns ist eine ungleich verteilte Publikumsgunst naheliegend. Auf die Begrenztheit der Aussage sei nochmals hingewiesen: Besucherzahlen sagen etwas über den Publikumsstrom aus, nichts aber über den Grad an Wertschätzung in der Öffentlichkeit. »Auch Menschen, die niemals ein Museum von innen gesehen haben, fühlen sich in einem Land mit vielen Museen und öffentlichen Sammlungen kulturell aufgehoben. Bevölkerungsrepräsentative Umfragen bestätigen dies mit aller Deutlichkeit« (TREINEN 1990, 156). Andererseits lösen bestimmte Exponate Museumsbesuche aus, auch wenn die Besucher die Institution Museum wenig schätzen – die kunstinteressierten Besucher der Berliner Nationalgalerie werden als eigentliche »Museumsmuffel« klassifiziert (SCHUCKWERSIG u.a., 11).

Standort- und Ausstattungsunterschiede bewirken erheblich streuende Zahlenwerte, auch bei der Zuordnung der Besucherzahlen zu Sammlungsschwerpunkten, dennoch ergeben sich deutliche Abweichungen im Publikumszustrom. Der Veranschaulichung dienen wieder Drei-Zahlen-Darstellungen, Box-Plots. Diese Werte (1. Quartil, Median, 3. Quartil) liegen für die Museen im Atlaskartenausschnitt allgemein bei 4.909/11.600/30.168, ganz ähnlich für naturwissenschaftliche Museen, Sammlungen christlicher Kultgegenstände und Erinnerungsstätten (Abb. 11). Fünf der Box-Plots (außer-europäisches Kulturgut, Technik, »Land-, Hauswirtschaft ...«, Einzelthemen und Orts-, Regionalmuseen) unterschreiten den allgemeinen

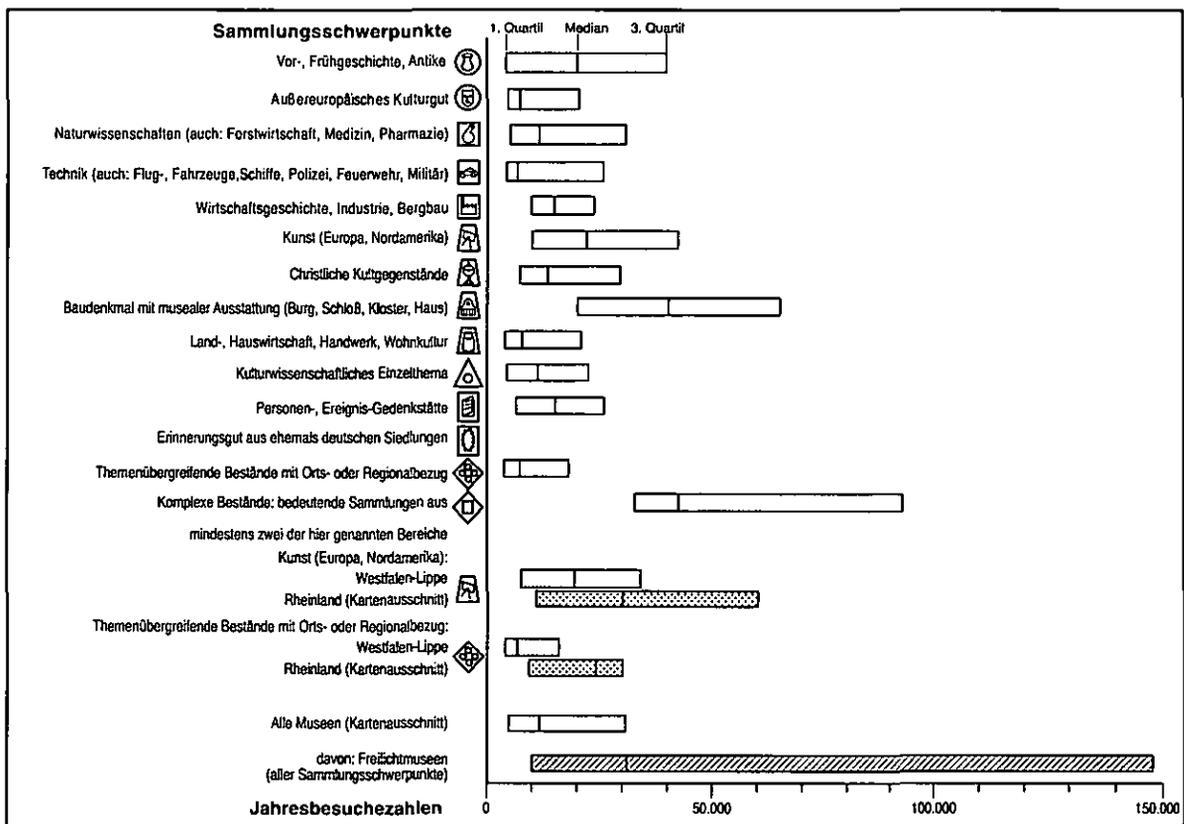


Abb. 11: Verteilung der Jahresbesuche 1990 bei den einzelnen Sammlungsschwerpunkten (nur Museen > 2000 Jahresbesuche)

3. Quartil deutlich, meist auch den Median. Daß die komplexen Bestände alles überflügeln, erstaunt nicht, ebensowenig die außergewöhnlichen Werte der »Schloßmuseen«. Übergroße Bandbreiten zeigen die Museen für Vor- und Frühgeschichte und für Kunst; zu letzteren trägt das Rheinland mit extrem streuenden Werten besonders bei – dort ist das dritte Viertel fast 5.000 Besuche breiter als der allgemeine Box-Plot. Wenige Gemeinsamkeiten zwischen Rheinland und Westfalen-Lippe zeigen sich noch einmal bei den Orts- und Regionalmuseen, wo schon die Mediane weit auseinanderklaffen: allgemein 7.100, in Westfalen-Lippe 6.710, im Rheinland 24.026.

Unberücksichtigt bleibt dabei der Beitrag der Kleinmuseen, die bei Technik, Erinnerungsstätten, Orts-, Regionalmuseen etwa die Hälfte der Einrichtungen stellen, so daß der dargestellte Box-Plot nur ungefähr das dritte Viertel desjenigen für alle musealen Einrichtungen zeigt; das gilt besonders auch für die Orts-, Regionalmuseen in Westfalen-Lippe. Die Einbeziehung der Kleinmuseen würde dagegen die

Kunst-, Schloß- und Komplexmuseen noch abgehobener erscheinen lassen.

Angemerkt sei, daß einige Sammlungsschwerpunkte durch ihre äußerlich bestimmte Standortbindung benachteiligt sind: die »Schatzkammern«, Baudenkmäler mit Inventar und die Erinnerungsstätten. Spezialisierte Bestände konkurrieren selten am gleichen Standort, während sich das Friedrich-Wilhelm-Weber-Geburts-haus, Bad Driburg-Alhausen, kaum gegen das Weber-Sterbehäus, Nieheim, wehren kann, das nur vier Kilometer entfernt liegt. Unter diesem Aspekt ist der Erfolg der Baudenkmäler besonders auffällig.

Diese teils krasse Unterschiede im Publikumszustrom beruhen nicht auf Angebotsmängeln, wie ein Vergleich mit der Zahl der Museen (ohne Kleinmuseen) zeigt. Die Kunstmuseen stellen 13,7 % der Museen und erzielen 24,9 % der Gesamtbesuche, die »Schloßmuseen« stellen 6,6 % und erzielen 10,4 %, die komplexen Bestände stellen 3,0 % und erzielen 9,7 %, die »volkskundlichen« Freilichtmu-

seen stellen 3,4 % und erzielen 9,4 %. Dagegen widmen sich 7,3 % der Technik und erreichen 5,1 % der Gesamtbesuche, 10 % einem Einzelthema und erreichen 8,2 %, 36,8 % einem Ort/einer Region und erreichen nur 18,1 %.

Auch Angebotsunterschiede der einzelnen Häuser sind keine alleinige Erklärung. Als erreichbarer Zahlenwert sei hier noch einmal die Ausstellungsfläche herangezogen. Der direkte Vergleich der Box-Plots für Besuchszahlen und Ausstellungsflächen zeigt (Abb. 6 u. 11), daß die extrem herausgehobenen Werte für komplexe Bestände und Kunstmuseen sich gut entsprechen, die hohe Publikumsgunst der »Schloßmuseen« aber nicht durch außergewöhnliche Weitläufigkeit erklärt wird; christliche Kultgeräte wie die Erinnerungsstätten zeigen durchschnittliches Besucheraufkommen trotz geringster Ausstellungsflächen. Der Kontrast von Rheinland und Westfalen-Lippe findet sich zwar in beiden Grafiken, jedoch sind die Entsprechungen bei Kunstmuseen größer; die extrem günstigen Flächen rheinischer Orts-, Regionalmuseen spiegeln die Besuchszahlen nur mäßig wider.

Beim Zahlenvergleich für das einzelne Museum ergeben sich mäßige Zusammenhänge. Die Extrempositionen sind deutlich markiert – zwei Drittel der Kunstmuseen im untersten Viertel der Flächenangebote liegen auch im untersten Viertel der Besuchszahlen, 87 % der Kunstmuseen im obersten Viertel der Flächenangebote sind auch in den Besuchszahlen dort; das Mittelfeld der Kunstmuseen streut dagegen breit. Orts-, Regionalmuseen bieten mehr Varianten: Die beiden Extrempositionen sind nur mit jeweils knapp zwei Drittel besetzt, 73 % der flächenmäßig in der unteren Hälfte angesiedelten Häuser belegen diese auch in den Besuchszahlen, ähnlich sind 74 % der dem Besuch nach in der oberen Hälfte angesiedelten Häuser auch der Fläche nach dort.

3.4.5 BESUCH UND AUFWAND

Wie bereits ausgeführt, deutet sich in der Flächengröße auch der finanzielle Aufwand an. Die tatsächlichen Betriebskosten zu erheben, übersteigt die Möglichkeiten dieser Untersuchung. Zweckdienliche Statistiken enthalten diskrete Daten; wegen der kommunalen Haus-

haltsstruktur ist es schwierig, für unselbständige Museen in öffentlicher Trägerschaft die Gänge der Aufwendungen zu ermitteln. Eine Schweizer Studie stellt fest, daß Betriebsaufwand und Besuchszahlen unmittelbar zusammenhängen (HERGER-GSELL, 23), wobei für eine wechselseitige Beziehung argumentiert werden kann: Großer Publikumszuspruch verursacht auch Personal- und Betriebskosten, hohe Aufwendungen für Ausstellungen und Veranstaltungen können die Besuchszahlen erheblich steigern.

Ein brauchbarer Hinweis auf den Haushaltsumfang wäre auch die Zahl der hauptamtlichen Bediensteten. Ein rascher Vergleich mit den jeweiligen arithmetischen Mittelwerten zeigt, daß größeren Personalzahlen auch höhere Besuchszahlen und Flächengrößen entsprechen, allerdings steigen die Mittelwerte erst bei über acht bzw. über zwanzig Bediensteten rapide, während sich Museen mit 0, 1, 2 oder 3 Hauptamtlichen im Mittelwert der Flächen gleichen, die Jahresbesuchszahlen bei 0 bis 6 Hauptamtlichen im Mittelwert zwischen 13.000 und 20.000 schwanken. Nachteil des Kriteriums Personalzahl ist, daß nur 4,7 % der erfaßten Museen mehr als dreißig Bedienstete haben, während 26,1 % über gar kein hauptamtliches Personal verfügen (ohne die Kleinmuseen!).

Auf das Verhältnis von Aufwand und Publikumsresonanz soll daher hier ein Quotient hindeuten, der die Jahresbesuche je Quadratmeter Ausstellungsfläche angibt. Wegen der Unterschiede zwischen Museen verschiedener Sammlungsschwerpunkte veranschaulichen nochmals nach Sammlungsschwerpunkten getrennte Box-Plots diesen Quotienten (Abb. 12). Augenfällig ist, daß der allgemeine Box-Plot nur mäßig breit ist, während einzelne Sammlungsschwerpunkte erhebliche Streubreiten zeigen – die dritten Viertel bei naturwissenschaftlichen Museen, christlichen Kultgeräten und Erinnerungsstätten fallen extrem breit aus. Hier zeigen sich überraschende individuelle Unterschiede der naturwissenschaftlichen Museen, während die beiden anderen Werte einleuchten: »Schatzkammern« und Erinnerungsstätten erzielen zwar nur durchschnittliche Besuchszahlen, letztere Einrichtungen sind zudem bei den Kleinmuseen stark vertreten; gleichwohl treten sie bei dieser Resonanz-Aufwand-Veranschaulichung aufgrund ihres bescheidenen Zuschnitts als erfolgreichste Museumskategorien heraus, ver-

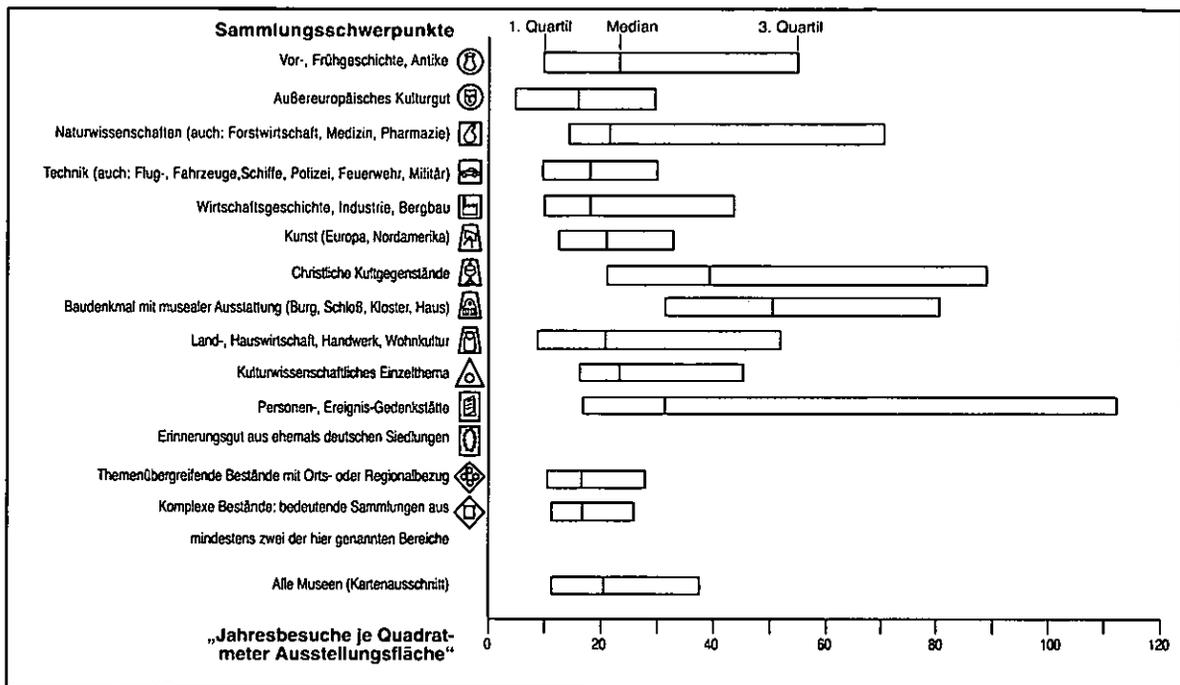


Abb. 12: Verteilung der Verhältniszahl „Jahresbesuche je Quadratmeter Ausstellungsfläche“ bei den einzelnen Sammlungsschwerpunkten (ohne Freilichtmuseen, nur Museen > 2000 Jahresbesuche)

gleichbar nur mit den 'besuchermagnetischen' »Schloßmuseen«.

Wenig günstig sind die Werte für Technik- und Kunstmuseen, beides Sammlungsschwerpunkte mit großen Flächenansprüchen; obgleich die Ausgangswerte für Kunstmuseen sehr viel höher liegen, ähneln sich hier die Box-Plots sehr. Erstaunlich ist auch die Vergleichbarkeit der Orts-, Regionalmuseen und der komplexen Bestände: Flächengrößen und Besuchszahlen sind grundverschieden, der Quotient deutet aber an, daß in beiden Kategorien große Anstrengungen unternommen werden müssen, um den jeweiligen Publikumszuspruch zu erreichen.

3.4.6 BESUCH UND ANGEBOT

Die Vergleiche von Aufwendungen und Jahresbesuchszahlen könnten fortgesetzt werden, bis der Eindruck entsteht, der Publikumszuspruch hänge vom Aufwand ab. Das bereits genannte Beispiel unzureichend genutzter Öffnungszeiten weist auf einen anderen Zusammenhang hin: Nicht hohe Flächen-, Personal- oder Öffnungsstundenzahlen befördern allgemein die Besuchszahlen, sondern auch das spezifische Angebot des Sammlungsschwer-

punkts und der individuellen Sammlung benötigt Raum, verursacht Personalbedarf und führt – hoffentlich – zu angemessenen Öffnungszeiten. Deshalb werden nun diejenigen Angebote der Museen betrachtet, die über die Bereithaltung einer Dauerausstellung hinausgehen. Wegen des Vergleichs mit den Besuchszahlen fehlen auch hier die publikumsfernen Tätigkeitsfelder des Museums; statistische Grundlage sind Angaben der Museen innerhalb des Atlaskartenausschnittes mit mehr als 2.000 Jahresbesuchen, die die schriftliche Befragung des Westfälischen Museumsamtes beantworteten (1990).

Häufigstes Angebot für Besucher sind Führungen und Veranstaltungen aller Art; nur 17,0 % der antwortenden Museen entfalten keine derartigen Aktivitäten. Die Breite der möglichen Angebote wurde bereits in Abschnitt 1.1 vorgestellt.

Der in diesem Zusammenhang gesehene Dienst der Museen an Bildungsprozessen findet gespaltenes Interesse, wenn man auf die spezifischen Programme für Kinder und Jugendliche blickt: Führungen, Aktionen, Kurse oder pädagogische Schulklassenbetreuung kennen 30,8 % der Museen gar nicht, während 25,9 %

mehrere derartige Dienstleistungen öfter als einmal monatlich erbringen.

Es überrascht nicht, daß die erzielten Besuchszahlen mit dem Angebotsumfang zusammenhängen, denn Programme und Veranstaltungen erzeugen unmittelbar Publikumszuspruch. Museen, die mehr als eine Veranstaltungsform anbieten (davon eine öfter als monatlich einmal), präsentieren überdurchschnittliche Box-Plots der Jahresbesuche (6.474/16.680/52.179 bei Erwachsenen-, 7.998/18.121/40.700 bei Kinderprogrammen), Museen ohne oder mit nur einem Angebot im Vierteljahr weisen unterdurchschnittliche auf (3.500/6.781/21.062, 3.800/8.500/21.062).

Viel propagiert wird die Förderung der Resonanz durch Wechselausstellungen. Die Neigungen und die Möglichkeiten dazu sind allerdings begrenzt. Ein Drittel der Museen bietet keine Sonderpräsentationen, weitere 24,3 % zeigen nur eine pro Jahr, nur 5,2 % warten mit zwölf oder mehr Ausstellungen auf. Auch hier fallen die Box-Plots der Besuchszahlen günstig aus: Bei Museen mit mehr als vier Ausstellungen pro Jahr 9.775/21.000/49.572 statt allgemein 4.909/11.600/30.162; die 23 Museen mit zwölf oder mehr Ausstellungen pro Jahr brillieren mit 14.886/34.154/ 76.720.

Diese Beobachtung verführt zur Meinung, Sonderausstellungen seien ein Geheimrezept für vorzeigbare, wachsende Besuchszahlen. Unter Berücksichtigung mehrerer Angaben zeigt sich, »daß Museen mit stark steigender Besuchsentwicklung auch deutlich häufiger Sonderausstellungen anbieten, im Unterschied zu allen anderen Museen mit stagnierenden, schwankenden oder sinkenden Besuchen. Andererseits wird ebenso deutlich, daß ein derartiges Angebot an Sonderausstellungen vor allem dann Einfluß auf die Besuchsförderung aufweist, wenn das betreffende Haus zur Kategorie der »großen« Museen gehört. Bei der Vielzahl mittlerer und kleinerer Museen ist die Beziehung zwischen derartigen Maßnahmen und der Besuchsreaktion unklar; festgehalten werden kann jedoch, daß sich wenig systematische Besuchsveränderungen feststellen lassen« (TREI-NEN/KROMREY, 379).

Die dem Westfälischen Museumsamt vorliegenden Daten bestätigen diese Aussage. Gegenübergestellt werden die Extreme für alle Ak-

tivitäten zusammengenommen: Einerseits 133 Museen, die keine oder nur eine Sonderausstellung pro Jahr zeigen und außerdem Programme für Kinder und für Erwachsene nicht oder nur im jährlichen Turnus anbieten; andererseits 50 Museen mit mehr als vier Sonderausstellungen jährlich und mehrfachen, teils mindestens monatlichen Programmofferten.

Obwohl nur die Sonderausstellungen direkt mit der Ausstellungsfläche zusammenhängen, stehen sich offensichtlich kleinräumige und großformatige Museen gegenüber, die Box-Plots lauten 165/300/700 m² und 800/1.700/3.200 m². Nimmt man die Flächengröße wieder als Indikator für finanzielle Möglichkeiten, ergibt sich die naheliegende Aussage, daß sich besser ausgestattete Museen vielfältigere Angebotspaletten leisten können. Auch die Standortgemeinden passen ins Bild: Bei den angebotsarmen Museen sind diejenigen in Gemeinden mit weniger als 25.000 Einwohnern überrepräsentiert (53,4 % statt allgemein 43,0 %), während dort die programmstarken Museen weitgehend fehlen (14,0 %); letztere Häuser finden sich bevorzugt in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern (58,0 % statt allgemein 30,0 %). Neben der Finanzkraft großer Kommunen dürfte es ebenso ein Grund dieser ungleichen Verteilung sein, daß der Konkurrenzdruck dicht benachbarter Großstadtmuseen dazu zwingt, durch rege Veranstaltungstätigkeit Publikum zu binden.

Ähnlich beliebt wie die Empfehlung von Sonderausstellungen ist die Meinung, ein gastronomisches Angebot steigere den Besucherverkehr. 18,2 % der Museen im Kartenausschnitt verfügen über eine Cafeteria im Hause, bei weiteren 65,9 % ist eine Gaststätte leicht erreichbar (bis 250 m Entfernung). Diese Museen erzielen zusammengenommen Jahresbesuchszahlen, die im Box-Plot die allgemeinen Werte nur geringfügig überschreiten. Die Extremwerte sind kein Argument für die besuchestatistische Bedeutung gastronomischer Angebote: Unter den Häusern mit einliegender Bewirtungsstätte sind alle großformatigen, besuchestarken Museen; unter den 6,2 % der Museen, die mindestens einen Kilometer vom nächsten Gasthof entfernt liegen, herrschen kleinflächige Häuser und Heimatmuseen vor.

Als ein Hemmschuh für Besuchszahlen, damit als Widerpart von Sonderausstellungen und

Museumsgastronomie, ist die Erhebung von Eintrittsentgelten oft genug diskutiert worden. An Fallstudien mit katastrophalen Einbrüchen der Besuchezahlen nach Einführung von Entgelten herrscht kein Mangel; als Vergleichsbeispiel bieten sich die Benutzungsentgelte der öffentlichen Bibliotheken an.

Die vorliegende, zeitgleiche Befragung hält einen anderen Aspekt vor Augen. Die 321 Museen, die keinen Obolus oder bis zu 2 DM Entgelt erheben, erzielen unterdurchschnittliche Besuchezahlen, diejenigen mit 5 DM oder mehr (höchstes Entgelt in 1990: 15 DM) verzeichnen deutlich überdurchschnittliche Besuchezahlen. Ein rascher Blick auf die arithmetischen Mittelwerte zeigt, daß Eintrittsentgelte weder abschrecken noch werben, sondern vielmehr mit dem Leistungsniveau verbunden sind: Museen mit freiem Eintritt sind im Durchschnitt 833 m² groß und öffnen an 1.316 Jahresstunden; Museen mit Entgelten über 2 DM und bis zu 3 DM bieten 1.576 m² während 1.609 Jahresstunden, bei über 6 DM und bis zu 7 DM sind es 2.490 m² und 2.289 Stunden. Der durchschnittliche Publikumszuspruch ist nicht gegenläufig zur Höhe der Entgelte. Lediglich die geringfügigen Beträge (bis zu 1 DM) haben ein ungünstiges Verhältnis zu den Jahresbesuchezahlen: Diese liegen bei dieser Gruppe noch unter der Hälfte des Durchschnittswerts, den die Museen mit freiem Eintritt ausweisen.

Höhere Aufwendungen des Trägers lassen diesen nach dem Entgelt sehen. Der potentielle Besucher dagegen rechnet nicht nur den »Gegenwert« nach Raumgröße, Erlebniswert und Exponanzahl auf, vielmehr spielen Reisezeiten und -kosten, Vorbereitungszeit und Einstimmungsaufwand eine erhebliche Rolle beim Entschluß, Eintritt zu zahlen (POMMEREHNE/FREY, 66f.). Nicht von ungefähr liegen die großen Freilichtmuseen sowie die Denkmäler mit Originalinventar zwar räumlich außerhalb von Kernstädten und Ballungsgebieten und im oberen Feld der Eintrittsentgelte, aber dennoch an der Spitze des Publikumszustroms. Diese, wenn auch nur unbewußte Kosten-Nutzen-Rechnung der Besucher begründet auch die unterschiedlichen Besuchezahlen-Entwicklungen. Wenn ein bekanntes Schloßmuseum das Eintrittsentgelt steigenden Unkosten anpassen muß, sinken deswegen nicht die Besuchezahlen – Besuchentschluß, Einstimmung von Gruppe oder Familie, Reisezeit und -kosten wiegen den ne-

gativen Effekt des Eintrittspreises auf. Für eine Einzelperson, die während eines Stadtgangs zum »Auffrischungsbesuch« eines Museums bereit ist, kann ein Entgelt dagegen ein wesentliches Besuchshindernis sein – die in Abschnitt 3.4.8 erwähnten Besuchezahlen des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, Münster, weisen in diese Richtung.

So regelt nicht der vordergründige »Preis«, sondern der materielle und immaterielle Aufwand die Nachfrage – vorausgesetzt, das museale Angebot ist bekannt. Möglichkeiten, sich anzubieten, sind zahlreich, von der Tagespresse bis zum Plakat, vom Tourismusprospekt bis zum Museumsführer. Die vorliegende Untersuchung greift einen besondern Aspekt heraus, und zwar die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen.

Bei der Befragung sollten die Museen mitteilen, ob sie gemeinsame Veranstaltungen mit anderen Bildungseinrichtungen, Kulturvereinen, Wohnheimen, Kliniken haben, ob sie gemeinsame Werbemittel mit solchen Partnern kennen und ob sie von Stadtbesichtigungen oder Ausflugsreisen anderer Veranstalter frequentiert werden. Solche Wege, ihr Angebot zu unterbreiten, beschreiten 28,6 % der Museen gar nicht, weitere 36,3 % nutzen nur eine der genannten Möglichkeiten, eine Zusammenarbeit mit mehreren Institutionen pflegen nur 12,3 %.

Ähnlich den eigenen Veranstaltungen für Publikum, haben auch Aktivitäten anderer Träger unmittelbaren Einfluß auf die Besuchezahlen. Deshalb überrascht es nicht, daß Zusammenarbeit mit mehreren Institutionen, einschließlich gemeinsamer Veranstaltungen, zu günstigeren Besuchezahlen führt (im Box-Plot 8.023/16.577/49.572); dem durchschnittlichen Box-Plot zufolge ist es aber nicht von Nachteil, keine oder nur eine der genannten Kooperationsformen zu betreiben.

Das Kooperationsverhalten kann nicht mit Stadt-Land-Unterschieden erläutert werden, da sich beide Extremgruppen ähnlich der Grundgesamtheit über die Ortsgrößenklassen verteilen, wohl sind die kooperationsfreudigen Museen größer (der Box-Plot der Ausstellungsflächen liegt mit 500/ 1.000/2.000 etwa beim Doppelten des allgemeinen Werts).

Aufschlußreich ist die »Realschöpfungsquote«. Diese Verhältniszahl wurde hier geformt aus Jahresbesuchzahl zu Einwohnerzahl der Gemeinde zuzüglich eines Anteils der jährlichen Übernachtungsgäste (je nach den durchschnittlichen Verweildauern zwischen 20 % und 100 % der örtlichen Gästeankünfte). Der arithmetische Mittelwert dieser Zahl beträgt im Kartenausschnitt 52,2 %, auch Museen mit reichhaltigem Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm treten nicht nennenswert hervor (54,8 %); das Merkmal »mehr als vier Sonderausstellungen pro Jahr« für sich genommen bleibt mit 43,6 % Realschöpfungsquote gar unter dem Durchschnitt. Museen mit vielfältigen Kooperationen erzielen hingegen 90,1 %. Statistisch gesehen wäre es demnach erfolgreicher, örtliches Publikum gemeinsam mit anderen Institutionen zu umwerben und mit Fremdveranstaltungen ins Haus zu holen, als das eigene Veranstaltungen und Sonderausstellungen ermöglichen. Einschränkend wirkt hier, daß diese eigenen Aktivitäten zum Konkurrenzverhalten großstädtischer Museen rechnen, während kooperationsfreudige Häuser Anstrengungen zur Publikumsbindung nicht in diesem Maße unternehmen müssen.

3.4.7 BESUCH UND STANDORT

Als wichtiger Bewertungsmaßstab für die Standortqualität gilt in der automobilen Gesellschaft die Erreichbarkeit für den Individualverkehr und die Bereithaltung von Parkplätzen. Extreme Ausstattungsmängel hierbei fehlen weitgehend. In der schriftlichen Befragung sollte angegeben werden, wie man die örtliche Parkplatzsituation sowohl für PKW als auch für Reisebusse einschätzt: Bei 68,8 % der Museen wurden die Parkmöglichkeiten für beide Fahrzeugarten als günstig oder sehr günstig angesehen, bei nur 7,7 % galten diese als weniger günstig oder schlecht.

Naheliegenderweise spiegelt sich dieses Gegensatzpaar in den Ortsgrößenklassen: Gemeinden mit weniger als 25.000 Einwohnern sind bei mangelhaften Parkraumangeboten mit 8,8 % unterrepräsentiert, bei angemessenen Parkplätzen mit 51,0% überrepräsentiert; Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern ordnen sich mit 50,0 % bzw. 20,7 % umgekehrt zu. So überrascht es nicht, daß die Jahresbesuchzahlen bei guten Parkmöglichkeiten durch-

schnittlich ausfallen, bei mangelhaftem Parkplatzangebot leicht überdurchschnittlich (Box-Plot 7.714/15.000/30.000 statt allgemein 4.909/11.600/30.768).

Bis hierhin wurden Museen als Solitäre betrachtet, die selbst Publikumsinteressen wecken und binden. Das ist aber nur begrenzt der Fall, wie Beispiele von Museen in Citylagen oder im Zusammenhang eines Erholungsgebiets verdeutlichen: Hier entschließen sich die Hälfte der Besucher spontan zur Museumsbesichtigung (KLEIN 1990, 254). Auch finden sich an unterschiedlichen Standorten ungleiche Bevölkerungsgruppen ein: Für Westfalen-Lippe wurde festgestellt, daß die Altersgruppe ab 40 Jahre in Ausflugsorten die Hälfte aller Besucher ausmacht, in großstädtischen Citylagen sind dagegen zwei Drittel des Publikums (ohne Kinder) unter 40 Jahre alt (KLEIN 1990, 147). Veränderungen des Publikumszuspruchs von Museen bei Standortwechseln wären daher statistisch höchst interessant, können aber nicht betrachtet werden, da in den vergangenen Jahrzehnten kulturelle Einrichtungen und Aktivitäten als erwünschte Standortfaktoren, auch als Imageträger benachteiligter Standorte, nicht aber als Publikumsmagneten geplant wurden.

Deshalb gilt die Analyse hier nicht der Qualität der Kommunen als Museumsstandorte, sondern der räumlichen Lage der Museen im Verhältnis zu anderen öffentlich zugänglichen Stätten. Hierzu schlug die schriftliche Umfrage zweiundzwanzig Besuchsansätze vor, deren Entfernung vom Museumsgebäude anzugeben war. Die Einzelangaben wurden gruppiert als Ansätze für örtliche Aufmerksamkeit, als »Mitnahmeeffekte« in der Freizeit und als solche bei Ausflügen und Reisen. Eine gesonderte Betrachtung der Einzelangaben entfiel, da eine historische Altstadt als weiterer Besuchsanzug beispielsweise für ein Kunstmuseum andere Anknüpfungspunkte bietet als für ein Mineralienkabinett oder eine Landmaschinensammlung.

Stätten mit Publikumsverkehr in der Nachbarschaft müssen die Besuchszahlen eines Museums nicht beeinflussen. Neben dem denkbaren Anreiz zum sofortigen Spontanbesuch bietet das zufällige Vorübergehen am Museum aber die Chance, zu einem späteren Besuch zu animieren oder an eine vergessene Besuchsanzug zu erinnern. In diesem Sinn ist »örtliche Aufmerksamkeit« gedacht.

Als Stätten, die das Passantenaufkommen erhöhen, standen zur Auswahl: Bahnhof, Nahverkehrshaltestelle, Einkaufszone, Stadt- oder Kreisverwaltung, Schule (auch Volkshochschule, Musikschule), Bibliothek/Archiv, anderes Museum/eine Galerie, Freizeitzentrum/Sportstätte/Stadion und Kureinrichtungen. 40 % der Museen haben mindestens zwei derartige Publikumsstätten nebenan oder in weniger als 500 Meter Entfernung, 32,3 % liegen über einen Kilometer von solchen Stätten entfernt, weitere 14,7 % zwischen 500 und 1.000 Meter. Interessanterweise spiegeln sich diese Aufmerksamkeitswerte nicht in den Besuchszahlen: Beide Extremgruppen zeigen durchschnittliche Werte, die Museen »im örtlichen Blickfeld« liegen noch unter denen »im optischen Abseits« (Box-Plots 4.990/10.000/25.076 gegen 4.507/15.300/33.688).

Neben diese »Passantenmagneten«, die auch an vordringliche Termine oder begrenzte Zeitmengen denken lassen, treten Stätten, die die örtliche oder regionale Wohnbevölkerung zur Freizeitgestaltung aufsucht: Stadtpark, Botanischer Garten, Zoo/Gehege, Naturpark, Naturdenkmäler, kommerzieller Freizeitpark/Märchenwald oder eine Freizeitsportstätte (Wassersport, Reiten, Fliegen...). Allesamt keine bevorzugten Nachbarn von Museen, auch wenn erfolgreiche Einzelbeispiele für einen freizeitorientierten Standort vielfach vorgestellt wurden: etwa das Westfälische Museum für Naturkunde, Münster (neben dem Allwetterzoo, nahe Aasee), oder das Museum der Stadt Gladbeck (im Wasserschloß Wittringen, mitten im Stadtpark, nahe an einem Tiergehege). Nur 6,0 % der Museen können bei der Freizeitgestaltung »mitgenommen« werden (wenigstens zwei Freizeitsstätten nebenan oder innerhalb des 500-Meter-Radius). 30,2 % der Museen sind mehr als einen Kilometer von solchen Orten entfernt; genau die Hälfte der Museen berichtet von keinerlei Freizeitsstätten im Umkreis von fünf Kilometern. Gleichwohl erscheinen freizeitbezogene »Mitnahmeeffekte«: Die 26 Museen in günstiger Lage erzielen eine höhere Jahresbesuchszahl (im Box-Plot 9.454/15.222/40.012), die Museen abseits von Freizeitsstätten erreichen durchschnittliche Werte. Hier wirkt sich allerdings aus, daß die ungünstige Lage nicht mit der Ortsgrößenklasse zusammenhängt, wohl aber die günstige Lage: 57,7 % der Museen mit »Freizeitmitnahmeeffekten« stehen in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern.

Ähnlich ist das Bild für »Mitnahmeeffekte« bei Ausflug und Reise. Als Besuchsanreize für auswärtige Gäste wurden vorgeschlagen: ein anderes Museum/eine Galerie, Sehenswürdigkeiten verschiedener Art, Baudenkmäler, technische Denkmäler mit Besichtigungsmöglichkeit, ein historischer Ortskern/eine Altstadt, eine Pilgerstätte mit erheblichem Besuch sowie ein Schiffsanleger/Haltepunkt einer Museums-eisenbahn. Auch hiervon liegt die Mehrheit, 62,8 %, über einen Kilometer entfernt, darin enthalten ein Drittel ohne ein Ausflugsziel im Umkreis von fünf Kilometern; die positiven Fälle sind etwas zahlreicher: 22,1 % der Museen stehen neben einem Touristenziel und haben wenigstens ein weiteres davon im 500-Meter-Umkreis.

Die Bedeutung touristischer »Mitnahmeeffekte« ist bekannt: In Westfalen-Lippe wurde repräsentativ erhoben, daß 16 % der Einzelbesucher, 30 % der begleiteten Museumsbesucher einen weiteren Besuchspunkt »im Programm« haben; in Ballungsräumen liegt solch ein »kulturelles Gewinnsteigerungsstreben« noch höher – in Berlin hat ein Drittel aller Gäste noch ein weiteres Museum im Sinn! (KLEIN 1990, 265–267). Wer bei wessen Besuchstatistik »auf dem Trittbrett fährt«, bleibt in der Zusammenfassung diverser Museen unbestimmt; jedenfalls sind die Besuchszahlen in Nachbarschaft von Touristenzielen erhöht (im Box-Plot 7.521/18.801/52.300), abseits davon verbleiben sie durchschnittlich. Die Ortsgrößenklasse hat hier geringeren Einfluß (40,0 % statt allgemein 30,0 % Großstadtmuseen, 36,8 % statt 43,0 % Museen in Gemeinden mit weniger als 25.000 Einwohnern unter den touristisch günstig gelegenen Museen).

Anschauliche Beispiele besonders günstiger Standorte sind die Umfelder der Domkirchen von Köln und Münster, wo diverse, bekannte Museen, berühmte Baudenkmäler, Altstadt und Einkaufszone gemeinsam Besucherverkehr anziehen; konkurrenzlos günstig gerät dabei der Standort der Domschatzkammer inmitten des Kölner Doms. Allerdings sind Museen mit touristisch bestimmtem Umfeld untypisch für die allgemeinen Besuchstatistiken: Ihre Besucher haben jenseits ihrer Ausflüge wenig Interesse an Museen (KLEIN/BACHMAYER, 77).

Die Unterscheidung von Angebots- und Standortfaktoren ist sinnvoll, da die begünstigenden

Faktoren selten zusammenfallen: Nur ein Viertel der Museen mit mehr als vier Sonderausstellungen jährlich verfügt über günstige touristische Mitnahmeeffekte; bei den Häusern, die mit Ausstellungen, Veranstaltungen und Aktivitäten Publikum anziehen, sind es 28 %. Die kleinere Gruppe der Häuser mit Freizeitmitnahmeeffekten spielt mit bis zu 4 % keine Rolle. Der mäßige bis geringfügige Bezug ist umkehrbar: Die Häuser mit reger Ausstellungstätigkeit bzw. mit umfangreichem Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm stellen 28,4 % bzw. 14,7 % der Museen in touristisch günstiger Lage, bei Freizeitmitnahmeeffekten sind es 15,4 % bzw. 7,7 %.

3.4.8 »BESUCHSBOOM«

Regelmäßig erscheinen Pressemitteilungen, die Steigerungen der Jahresbesuchszahlen vermelden, sowohl für einzelne Häuser als auch für die Gesamtheit bundesrepublikanischer Museen. Hierauf basiert eine inzwischen gefestigte öffentliche Meinung vom »Besuchsboom« der Museen, der als ein Kennzeichen wachsenden kulturellen Interesses gedeutet wird, ebenso als Beweis für die Popularisierung von »Hochkultur«. Leider fehlen unmittelbar zu vergleichende, langfristige Zahlenreihen.

Nimmt man einzelne überlieferte Zahlen als Fingerzeige, so ist es durchaus fraglich, ob die letzten Jahre die Zeit erstaunlicher Besuchszahlen sind: Schon 1857 zählte das Londoner South Kensington Museum 227.274 Besuche, das dortige Bethnal Green Museum erreichte in den 1870er Jahren um 600.000 Besuche jährlich (KLEIN/BACHMAYER, 26f.).

Weitgehend im Dunkeln bleibt, inwieweit Besuchszahlenreihen überhaupt sinnvoll zu vergleichen sind. Ganz unterschiedliche Besucherzahlen können je nach Besuchshäufigkeit hinter den wachsenden Besuchszahlen stehen. Langzeit-Zahlenreihen beziehen vielleicht Museen ein, die ihr Gesicht während dieser Jahre grundlegend verändert haben (Exponatenauswahl, Ausstellungsfläche; auch Standort und Sammlungsschwerpunkt).

Einzelstatistiken veranschaulichen weitere Möglichkeiten der Fehlinterpretation. Die Jahresbesuchszahlen des Heimathauses Münsterland, Telgte, stiegen von rund 32.000 (1938)

auf 40.000 (1985) (HECKEL 1988, 19); davon kamen aber 1938 nur 2.000 während der Weihnachtszeit, 1985 dagegen fast alle wegen der Krippenausstellung. Nur 7.000 Besucher außerhalb der Krippenausstellungszeit konnten die Dauerausstellung sehen: Die Steigerung um 25 % kaschiert ein reales Sinken der Museumsbesichtigungen um 78 %! Die Jahresbesuchszahlen des Stadtmuseums Werne blieben 1983–1994 mit Schwankungen von +/- 5 % fast konstant. Im selben Zeitraum nahmen aber die Schul- und Kindergruppen im Museum um 150 %, die Erwachsenengruppen um fast 300 % zu – sich weitgehend austauschende Besucherkreise rufen die scheinbar unveränderten Besuchszahlen hervor.

Das Westfälische Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster, berichtete in der Presse über erheblich schwankende Besuchszahlen: 303.000 (1992), 85.000 (1993), 196.500 (1994), 59.000 (1995); als Gründe werden die Einführung von Eintrittsentgelten (1993) und die gut besuchte Franz-Marc-Ausstellung (1994: 83.000 Besuche der Sonderausstellung) angeführt – möglicherweise verdecken publikumsträchtige Sonderausstellungen einen dauerhaften Besucheschwund in den Schausammlungen.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, wie wenig sich einzelne Entwicklungslinien in den großen Zahlen spiegeln können. Für 1981–1988 heißt es: »Tendenzen zur Abnahme von Besuchern sind zahlenmäßig mehr als doppelt so häufig anzutreffen wie solche zur Zunahme. Die vermutete autonome Besuchszunahme erweist sich in der Bilanz als Interpretationsartefakt« (TREINEN/KROMREY, 374).

Die für die vorliegende Untersuchung zusammengetragenen Daten bieten eine eindrucksvolle Ergänzung. Für zwei Jahrzehnte (1970–1990) liegen Besuchszahlen in Fünfjahresabständen vor (Abb. 13). Zwei Mängel unbekannter Größe bleiben unberücksichtigt: Einerseits fehlen die Daten aller vor 1990 geschlossenen Museen, andererseits stehen nur von 37,3 % der 1970 oder früher erstmalig eröffneten Museen Besuchszahlen aus 1970 zur Verfügung; letzteres Problem ist unumgänglich, da die bundesweite Datenerhebung für Museen aller Sammlungsschwerpunkte erst 1981 einsetzt. Unterstellt man den vorliegenden Angaben Repräsentativität, so spiegeln die Box-Plots

aller Besuchezahlen der betreffenden Jahre die 1981–1988 festgestellte Tendenz zu sinkenden Werten, da alle drei Zahlen von 1980 über 1985 nach 1990 sinken. Das Gegenteil präsentieren aber die drei Zahlen von 1970 über 1975 nach 1980: Offensichtlich hat es einmal einen breiten Trend zur Besuchssteigerung gegeben, allerdings fand dieser »Besuchsboom« in den 1970er Jahren statt. Über beide Jahrzehnte hinweg zeigt sich eine Steigerung der drei Zahlen. Spektakulär sind die Maximalzahlen (als »4. Quartil« oberhalb der Box-Plots), deren Anwachsen noch 1990 unbeirrt fortschreitet: mit 730.249 Jahresbesuchen fast das Dreifache von 1970 mit 215.654 Jahresbesuchen im besuchstärksten Haus. Trotz diverser Einzelstatistiken ist die große Minderheit unübersehbar, die wenig Anteil an solchen Veränderungen hat: Von den 301 Museen im Kartenausschnitt, die Besuche zahlen von 1990 und 1985 vorlegten, registrierten 40 % Schwankungen unter +/-10 %.

Wie unterschiedlich das Datenmaterial zusammengesetzt ist, signalisieren die entsprechenden Box-Plots für die stärker besetzten Sammlungsschwerpunkte. Der Median der Kunstmuseen pendelt um 20.000, reißt aber 1985 auf 29.624 aus, derjenige der »Schloßmuseen« sinkt von 49.894 (1975) auf 40.226 (1990), derjenige der Orts-, Regionalmuseen folgt dem allgemeinen Median, während derjenige der komplexen Bestände am Sinkflug der 1980er Jahre nicht teilnimmt, sondern stabil um 43.000 bleibt.

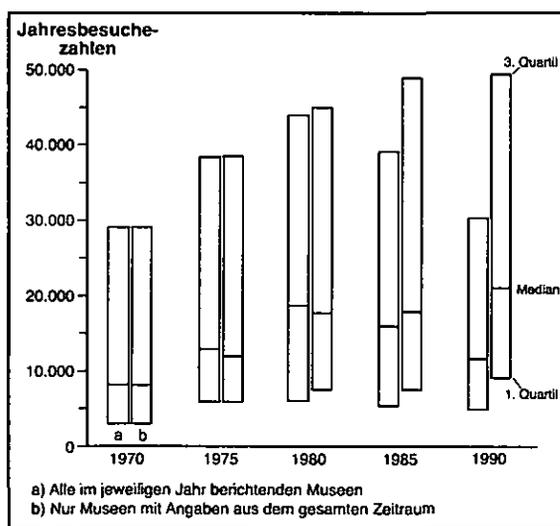


Abb. 13: Verteilung der Jahresbesuchezahlen in den Jahren 1970–1990 (nur Museen > 2000 Jahresbesuche in 1990)

Eine erstaunliche Abweichung der Box-Plots ergibt sich, wenn nicht alle jeweils vorliegenden Daten verwendet werden, sondern nur diejenigen der 88 Museen im Kartenausschnitt, die Besuche zahlen aus allen fünf gewählten Jahren mitteilten. Diese Box-Plots setzen den Aufwärtstrend der 1970er Jahre fort. Das zweite Viertel wird zwar nur wenig angehoben, das dritte Viertel aber streut zunehmend, und der dritte Quartil 1990 klettert 70 % über den von 1970. Die Minimalzahlen weisen denselben Weg: Das besucherschwächste Museum zählte 1970 300 Jahresbesuche; die Werte steigen kontinuierlich, durch Ausschluß der Kleinmuseen liegt das Minimum 1990 bei 2.000. Auf die Maximalzahlen sei hier nochmals verwiesen: Sie entstammen allesamt Museen, die vor 1950 (!) gegründet wurden.

Dieser Zusammenhang von Bestandsdauer eines Museums und Publikumszuspruch läßt sich mit der wichtigsten Bezugsgröße der Besuchszahlen, der Ausstellungsfläche, vergleichen. Die für Karte 2.2 geformten Klassen der Ersteröffnungsjahre zeigen in den Box-Plots der Flächengrößen der jeweils zugehörigen Museen zwar wechselhafte Bandbreiten, aber im ganzen deutlich fallende Werte (670/1.400/2.700 m² bei Ersteröffnung vor 1900, 300/1.000/1.300 m² zwischen 1945 und 1959, 205/400/700 m² ab 1980): Eine lange Bestandsdauer kann auch Sammlungswachstum, steigende Investitionen des Trägers, wachsende Bedeutung des Museum heißen – gute Gründe für große und vergrößerte Flächen, steigenden Bekanntheitsgrad und letztlich höhere Besuchszahlen.

Statt eines allgemeinen »Besuchsbooms« deutet sich an, daß es einen Trend zur Besuchszahlensteigerung in den 1970er Jahren gegeben hat; in den 1980er Jahren liegt das Wachstum der Gesamtzahl bundesweit unter 1 % jährlich (TREINEN/KROMREY, 370), die individuellen Statistiken tendieren eher abwärts. Die stabilen Summen der Gesamtzahlenreihen wie auch die bis 1990 steigenden Summen aller erfaßten Besuchszahlen sind damit nicht erklärt. Der durchschlagende Erfolg neugegründeter Museen wird bezweifelt; anhand der Durchschnittswerte, die für Orts-, Regionalmuseen allgemein sinken, für länger bestehende Häuser aber steigen, ist die »unterdurchschnittliche Resonanz« von Neugründungen feststellbar (KLEIN 1990, 104). Wesentlich ist vielmehr der Beitrag wachsender Maximalzahlen und der dargestellten spe-

zifischen Tendenz längerfristig überlebensfähiger Häuser zu beharrlichem Besuchezuwachs.

Völlig unberücksichtigt blieb bislang, daß den – wie auch immer steigenden – Gesamtbesuchszahlen eine unterschiedliche Basis gegeben ist: So wächst auch die Wohnbevölkerung an, 1970–1990 um 4,3 % («alte» Bundesländer). Die im Museumspublikum überrepräsentierten jüngeren Menschen verzeichnen ein überproportionales Wachstum ihrer Anzahl um 16,3 % (18–45jährige, «alte» Bundesländer), die Personen mit Fachhochschul- oder Hochschulreife in der kurzen Zeit von 1985–1989 gar um 23,2 % («alte» Bundesländer).

Die grundlegende Bedeutung langfristiger, »altvertrauter« Museumsangebote, gestärkt durch hauseigene, Neugier weckende »Novitäten« (Sonderausstellungen, Wiedereröffnungen) mag die Annahme stützen, daß es weniger um die Erschließung neuer Publikumskreise geht als eher um häufigere Museumsbesuche des eingetübten Publikums (TREINEN 1990, 153).

Die Grenzen solchen Wachstums werden scharf gesehen: So dürfte eine bloße »Vermehrung der bestehenden Programmtypen, unabhängig von ihrer Qualität, keinen Ertrag bringen« (WAIDACHER, 226): »Besuchsentwicklungen ergeben sich nicht auf direktem Wege durch die Erhöhung der Attraktivität und der Besucherfreundlichkeit von Museen, sondern erst über einen Umweg, das heißt: Die kulturelle Bedeutsamkeit des Museumswesens muß durch Verknüpfung mit anderen lebensweltlich bedeutsamen Symbolbereichen einen Wertzuwachs erhalten« (TREINEN/KROMREY, 380).

4. MUSENTEMPEL ODER MUSEUMSLANDSCHAFT? – EINE ZUSAMMENFASSUNG

Museen übergreifend darzustellen, ist nicht nur ein Problem dieser Untersuchung. Die öffentliche Meinung setzt meistens Museen mit Kunstmuseen gleich, obwohl dies schon immer ein Wahrnehmungsfehler war. Die tatsächliche Breite der Exponatgattungen, Zielsetzungen, Inhalte und Publikumsinteressen stellt die Vergleichbarkeit von Museen durchaus in Frage; dasselbe gilt für das unklare Verhältnis der vielfältigen musealen Institutionen zu den fach-

wissenschaftlichen Hintergründen und zur gesellschaftlichen Bedeutung des Musealwesens (Exponate als Studienobjekte, dreidimensionale Archivalien, Traditionsgüter der Vorwelten oder als Vermächtnisse für unsere Nachwelten). Die gewählte Definition als eine öffentliche Besichtigungseinheit dämpft diese zweifellos bedeutsamen Kriterien ab, zum Zweck besserer Vergleichbarkeit betont sie den Charakter als »begehbare Massenmedium« und rückt so das Verhältnis von Mensch und Museum in den Mittelpunkt.

Museen im Kartenbild zu betrachten, mag verwundern. Wie sich zeigte, herrscht die Form der öffentlich-rechtlichen, nicht gewinnorientierten Einrichtung vor, so daß die politische Maxime gleichartiger Lebensbedingungen in Stadt und Land ebenso gegen räumliche Unterschiede spricht wie das allorten anwesende »kulturelle Erbgut« und die Standortgebundenheit vieler Museen (Erinnerungsstätten, Denkmäler mit Inventar, »Schatzkammern«, Besucherbergwerke). Gleichwohl ist bei der Zahl der Museen und der Museumsstandorte ein Ausstattungsunterschied z. B. zwischen Westfalen-Lippe und Nordwest-Niedersachsen zu beobachten; anhand der »Museumsdichte« (Einwohnerzahl je Museum) erweist sich jedoch diese Erscheinung als nur scheinbarer Kontrast.

Der vielfach angenommene Unterschied zwischen Rheinland und Westfalen tritt in abweichenden Museumsdichten und in der höheren Besetzung Westfalen-Lippes mit Museumsstandorten tatsächlich auf. Der Variantenreichtum des Musealwesens scheint in mehreren Differenzen auf: die größere Zahl gemeinsamer Trägerschaften in Westfalen-Lippe gegenüber der Vorherrschaft kommunaler Museen im Rheinland, die extremen Unterschiede der Flächengrößen von Kunstmuseen und von Präsentationen mit Orts- oder Regionalbezug zwischen beiden Landesteilen oder die außergewöhnliche Bandbreite der Besuchszahlen rheinischer Kunstmuseen. Bei den Orts- und Regionalmuseen verbirgt sich in überdeutlichen Kontrasten dennoch Gemeinsames: Durch ihre höhere Anzahl wiegen die westfälisch-lippischen Orts- und Regionalmuseen ihre im Vergleich zum Rheinland geringeren Flächengrößen und Besuchszahlen auf – offenbar werden ähnliche Besuchsinteressen in den beiden Landeshälften anders verteilt.

Trotz dieser Einzelphänomene legt diese Untersuchung nahe, den beliebten Begriff »Museumslandschaften« nicht weiter zu pflegen. Bestimmend sind nicht regionale Zugehörigkeiten, sondern siedlungsstrukturelle Faktoren im Sinne eines Stadt-Land-Gefälles: Je höher die Einwohnerzahl, desto eher verfügt die Gemeinde über ein museales Angebot, desto größer ist die Zahl der Museen pro Gemeinde, desto höher sind die öffentlichen Haushaltsmittel für Museen; in Konsequenz herrschen in Großstädten öffentlich-rechtlich getragene Museen vor, in Landgemeinden Häuser in Vereinsträgerschaft. Eine Folge der unterschiedlichen Zahl der Museen je Standort ist die größere Häufigkeit thematisch breiterer Sammlungen (Orts-, Regionalmuseen) in den nach Einwohnerzahlen unteren Ortsgrößenklassen, während die »Konkurrenz« in den oberen Klassen zur Spezialisierung führt (Einzelthemen, »Land-, Hauswirtschaft ...«). Konkurrenzverhalten und finanzielle Möglichkeiten der Großstädte bestimmen wohl die unterschiedliche Zahl und Vielfalt der Museumsveranstaltungen in Stadt und Land. Ein spezifisch (groß-)städtisches Phänomen sind die (in kleinen Gemeinden deutlichst unterrepräsentierten) Kunstmuseen, eine Domäne öffentlich-rechtlicher Träger.

Die »Museumsballung« ergibt die großstädtische Mischung von Besuchsmagneten und Häusern mit geringerer Resonanz; dennoch gilt, daß flächengroße Museen, ein großes Gesamtangebot an Ausstellungsflächen wie auch hohe Besuchszahlen der einzelnen Museen weitgehend großstädtische Merkmale sind. In Konsequenz erscheinen beim kumulierten Flächenangebot Ausstattungsmängel im Großstadt-Umfeld; auffällig ist dieser Effekt bei Köln, Aachen und dem Ruhrgebiet.

Die Flächengröße des einzelnen Museums erwies sich als Indiz der Leistungsfähigkeit: Flächengroße Museen sind kooperationsfreudiger und erzielen mit einer breiten Aktivitäts- und Veranstaltungspalette sowie mit ihren Sonderausstellungen hohe Besuchszahlen.

Diese Beobachtung macht die scheinbar so einleuchtenden summierten Besuchstatistiken mehrdeutig: Da die hohen Einzelergebnisse die Gesamtzahl weitgehend bestimmen, spiegelt diese Summe nicht allein und unmittelbar das Publikumsinteresse an Dauerausstellungen, son-

dern ganz wesentlich die Resonanz hoher Investitionen, entsprechender Folgekosten und personalintensiver (nicht immer museumsspezifischer) besonderer Besuchsanzüge – alles Aufwendungen, die in Gemeinden mit geringer Einwohnerzahl nur begrenzt möglich sind. Dagegen unterscheiden sich Großstadt und Land in der Zahl musealer Angebote nur wenig, so daß sich bei der Museumsdichte eher Nachteile für bekannte Museumsstandorte wie Düsseldorf, Essen, Kassel oder Köln ergeben als für die ländlichen Bereiche.

Die topographische Verteilung der flächengroßen Museen zeigt, daß das Stadt-Land-Gefälle keine ausreichende Begründung ist. Nicht jede Großstadt ist ein »Museumsballungsraum«, Standort flächengroßer Museen und dadurch begünstigt im Verhältnis von Einwohnerzahl zu kumulierter Ausstellungsfläche. Als »Museumsmetropolen« treten besonders Städte hervor, die im 19. Jahrhundert als Landeshauptstadt oder Sitz der Provinzialverwaltung »Residenzfunktionen« hatten, daneben die Hochschulstandorte. Diese beiden Merkmale kennzeichnen auch die meisten Standorte traditionsreicher Museen allgemein und, naheliegenderweise, der Museen in staatlicher Trägerschaft; musealgeschichtlich bedingt, ist die Verteilung naturwissenschaftlicher Museen entsprechend. Im jeweiligen Umland dagegen, wie überhaupt in den unteren Ortsgrößenklassen, sind die genannten Museen wenig vertreten.

Einen Gegensatz zum Stadt-Land-Gefälle deckt das Kartenbild auf: Bei der Museumsdichte führen deutlich die touristisch erschlossenen Mittelgebirgskreise. Daß ein Zusammenhang zwischen Museumsdichte und Tourismusförderung besteht, zeigt die überdurchschnittliche Zahl der Museumsstandorte unter den Heilbädern, die geringere Museumsdichte in touristisch weniger frequentierten Kreisen, aber auch die Häufung von Fahrzeugsammlungen und Besucherbergwerken im Mittelgebirge sowie der Nachweis, daß flächengroße Museen außerhalb der »Metropolen« in diesen Landkreisen liegen. Der Interessenträger dieses Phänomens ist am (im Vergleich zur Einwohnerzahl) ungewöhnlich hohen Engagement der öffentlichen Hand erkennbar. Offenbar haben die Mittelgebirgsgemeinden ihre Marketing-Lektionen gelernt, obwohl die Formel »Kultur als weicher Standortfaktor« nicht aus der Fremdenverkehrsentwicklung stammt, son-

dem aus der Wirtschaftsförderung (Anwerbung neuer Betriebe und hochqualifizierten Personals durch besondere Standortqualitäten). Die Statistik belegt die begrenzte Übertragbarkeit dieses Modells: Trotz erhöhten Angebots treten die Mittelgebirgslagen nicht durch lebhaftere Nachfrage bei dieser »sanften Animation« besonders hervor, in mehreren Kreisen dämpfen die herrschenden Defizite im Flächenangebot die Möglichkeiten noch zusätzlich. Offenbar ist Mittelgebirgstourismus nur bedingt mit musealen Angeboten förderbar, die meisten »Publikumsrenner« in solchen Lagen gehören den auch außerhalb von Erholungsgebieten bevorzugten Sammlungsschwerpunkten an (Freilichtmuseen, Denkmäler mit Inventar). Vermutlich bieten Städtereisen und Kulturtourismus das erfolgreiche Gegenstück hierzu, wie es sich in den Karten etwa für Münster oder Köln abzeichnet.

Die Beobachtung eines Stadt-Land-Gefälles im Museumswesen mag vorhersehbar gewesen sein, trotzdem unterscheiden sich die Museen von anderen Kulturstätten (Theater, Konzertsäle, wissenschaftliche Bibliotheken, Ausstellungshäuser) und publikumsträchtigen öffentlichen Einrichtungen (Großstadion, Eissporthallen, Zoos, Botanische Gärten): Abgesehen von den Sammlungsschwerpunkten Kunst und Naturwissenschaften sind Museen flächendeckend vertreten, es gibt keine wirkliche »Museumsprovinz«. Ähnlich wie bei Archiven ist für die publikumsfernen Aufgaben der »Museumstempel« örtliche Präsenz wichtig.

Das Publikumsinteresse verteilt sich gleichwohl anders. Nachteilig für ländliche Standorte ist der begrenzte Zulauf bei Orts-, Regionalmuseen und das ungünstige Verhältnis von Resonanz und Aufwand (gemessen an der Fläche) bei komplexen Beständen überhaupt. Wesentlich sind aber die Faktoren, die die (statistisch bedeutsamen) hohen Besuchszahlen begünstigen: Flächengröße, Aktivitäten/Veranstaltungen und mögliche »Mitnahmeeffekte«. Auch wenn Museen vom Passantenaufkommen weitgehend unabhängig zu sein scheinen, so sind Großstadtmuseen doch besser flankiert von weiteren Besuchsanreizen und haben andere finanzielle Ressourcen zur Entfaltung eigener Angebote. Sicherlich bietet ein städtischer Standort bei weitem keine Erfolgsgarantie für Besucheransturm; aber gerade das Profil der »Residenzen« und Universitätsstädte mit be-

kannten, traditionsreichen, flächengroßen Museen führt die schwächere Ausgangslage von Häusern in einwohnerärmeren Gemeinden und Kreisen vor Augen. So könnte man von »Nachfrageprovinz« sprechen, da ein wenig publikumswirksames Umfeld und ein schmales Budget weder Standortgunst noch Programmvielfalt noch erhebliche Flächengröße als Potentiale für Besucheranziehung hergeben.

5. LITERATUR

- ALLENSBACHER (1993): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. Bd. 9. 1984–1992. Hg. Elisabeth Noelle-Neumann u. a. München
- ANSORG, HANS (1976): Besucher in Museen der DDR – eine soziologische Untersuchung aus dem Jahr 1973. In: Museum und Besucher. Beiträge zur Kulturarbeit der Museen. S. 8–86. Berlin (= Schriftenreihe des Instituts für Museumswesen, 7)
- BESTANDSERHEBUNG (1980): Bestandserhebung zur Struktur der Museen in Niedersachsen und Bremen. Bearb. Gesine Schwarz. Cloppenburg
- BÖTH, GITTA (1979): Zur museumspädagogischen Arbeit im Freilichtmuseum. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 9, S. 30–37
- BRACKER, JÖRGEN (1981): Grenzen des historischen Museums? In: Museumskunde, Bd. 46, Heft 3, S. 132–140
- BRAUERHOCH, FRANK-OLAF (1993): Das Museum und die Stadt. Münster (zugl.: Frankfurt a. M., Univ., Diss.)
- BREITHAUPT, JULIA (1990): Besucher zwischen Museum, Vermittlung und Konzeption. In: Frauen – Technik – Geschichte. Museen in Konfrontation mit gesellschaftlichen Schlüsselthemen. Tagung »Auf dem Wege zum Besuchermuseum« ... 1990 in der Evang. Akademie Loccum. Hg. Christa Schulze. S. 207–217. Heidelberg (= AfeB-Tagungsberichte)
- DAUSKARDT, MICHAEL (1988): Kulturvermittlung durch Museen. Eine Untersuchung zum Verhältnis von Schule und Museum an ausgewählten Museen in Niedersachsen unter besonderer Berücksichtigung von Kunstunterricht. Göttingen, Univ., Diss.
- DEUTSCHER MUSEUMSBUND (1978): Was ist ein Museum? In: Museumskunde, Bd. 43, Heft 2, Umschlagseite 4
- DEUTSCHER STÄDTETAG (1983): Hinweise des Kulturausschusses des Deutschen Städtetages für die »Städtische Museumsförderung«, 22./23.09.1983. In: Stadt und Kultur. Arbeitshilfen des Deutschen Städtetages zur städtischen Kulturpolitik. S. 26–30. Stuttgart (= Neue Schriften des Deutschen Städtetages)
- DREBBER, MAGDALENA (1984): Attraktivität und Raumwirksamkeit von Museumsstandorten, dargestellt am Beispiel des Regierungsbezirkes Münster. Münster, Univ., Diplomarbeit
- EISENBEIS, MANFRED (1980): Museum und Publikum. Über einige Bedingungen des Museumsbesuchs. Ein Bericht einer soziologischen Untersuchung in der Bundesrepublik Deutschland. In: Museumskunde, Bd. 45, Heft 1, S. 16–26
- EISLEB, JOACHIM (1987): Freilichtmuseen und ihre Besucher – eine sozialgeographische Analyse unter besonderer Berücksichtigung des Museumsdorfes Cloppenburg, Niedersäch-

- sisches Freilichtmuseum. Vechta (= Vechtaer Arbeiten zur Geographie und Regionalwissenschaft, 4) (zugl.: Osnabrück, Univ., Abt. Vechta, Diss.)
- ERHEBUNG (1982): Erhebung der Besuchszahlen an den Museen der Bundesrepublik Deutschland samt Berlin (West) für das Jahr 1982. Berlin (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde, 6)
- ERHEBUNG (1994): Erhebung der Besuchszahlen an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 1993. Berlin (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde, 40)
- FLIEDL, GOTTFRIED (1990): Testamentskultur. Musealisierung und Kompensation. In: Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Hrsg. Wolfgang Zacharias. S. 166–179. Essen (= Edition Hermes, 1)
- FLIEDL, GOTTFRIED (1993): Die Dauer des Abschieds. Beispiele der Musealisierung von Alltag in österreichischen Museen. In: Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Hg. Gottfried Korff u. a. S. 198–216. Tübingen (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 11)
- FREESE, BIRGIT (1988): Auswertung der Strukturdatenerhebung an westfälischen und südniedersächsischen Museen. In: Aus westfälischen Museen, Jg. 4, Heft 2, S. 25–42
- GRAF, BERNHARD, U. HEINER TREINEN, unter Mitarbeit v. ROLF MEYER U. MARIANNE SCHMID-ECKARDT (1983): Besucher im Technischen Museum. Zum Besucherverhalten im Deutschen Museum München. Berlin (= Berliner Schriften zur Museumskunde, 4)
- GRASSKAMP, WALTER (1981): Museumsgründer und Museumsstürmer. Zur Sozialgeschichte des Kunstmuseums. München (= Beck'sche schwarze Reihe, 234)
- HECKEL, URSULA (1988): Das Heimathaus Münsterland in Telgte. Eine Befragung zur Struktur und Motivation seiner Besucher. Telgte (= Schriftenreihe des Museums Heimathaus Münsterland, 2)
- HECKEL, URSULA (1993): Volkskünstler heute. Eine Studie über die Aussteller der 50. Krippenausstellung im Museum Heimathaus Münsterland in Telgte. Münster (= Internationale Hochschulschriften) (zugl.: Münster, Univ., Diss.)
- HERGER-GSELL, NIKODEMUS (1990): Museum und Marketing. Altendorf (zugl.: Zürich, Univ., Lizenzatsarbeit)
- HESSISCHER MUSEUMSVERBAND E. V. (1991): Geschäftsbericht für 1990. Kassel
- HILDEBRANDT, INGE (1980): Freizeit zu Hause – eine Selbstverständlichkeit? In: Freizeit- und Kulturpolitik. Dokumentation des Kongresses »Freizeit – Chance für Kultur und Bildung«. S. 83–87. Düsseldorf (= Edition Freizeit, 42)
- HOCHREITER, WALTER (1994): Vom Musentempel zum Lernort. Zur Sozialgeschichte deutscher Museen 1800–1914. Darmstadt (zugl.: Darmstadt, Techn. Hochschule, Diss.)
- KAHLERT, HELMUT (1982): Museen aus ökonomischer Sicht. In: Museumskunde, Bd. 47, Heft 1, S. 21–25
- KLAUSEWITZ, WOLFGANG (1983): Zur Besucherstatistik 1982 – eine Zusatzauswertung des Museumsbundes. In: Museumskunde, Bd. 48, Heft 3, S. 94–99
- KLEIN, HANS-JOACHIM, U. MONIKA BACHMAYER, unter Mitarbeit von HELGA SCHATZ (1981): Museum und Öffentlichkeit. Fakten und Daten – Motive und Barrieren. Berlin (= Berliner Schriften zur Museumskunde, 2)
- KLEIN, HANS-JOACHIM, unter Mitarbeit von ANNELIESE ALMASAN (1990): Der gläserne Besucher. Publikumsstrukturen einer Museumslandschaft. Hg. Institut für Museumskunde. Berlin (= Berliner Schriften zur Museumskunde, 8)
- KLEIN, ROLF (1989): Besucherverhalten in Museen und Galerien. In: Gegenstände der Fremdheit. Museale Grenzgänge. Hg. Hans-Hermann Groppe u. a. Dokumentation einer Fachtagung, veranst. v. Museumspädag. Dienst der Kulturbehörde Hamburg ... 1988. S. 117–121. Marburg
- KÖSTER, ELISABETH AGNES ILSE (1983): Museumspädagogik. Versuch einer Standortbestimmung. Frankfurt a. M. (zugl.: Bonn, Univ., Diss.)
- KULTUR IN DEN STÄDTEN (1979): Kultur in den Städten – eine Bestandsaufnahme. Bearb. Gerald Kreißig, Heidemarie Tresler u. Jochen von Uslar. Köln (= Neue Schriften des Deutschen Städtetages, 37)
- KUNTZ, ANDREAS (1976): Das Museum als Volksbildungsstätte. Museumskonzeptionen in der Volksbildungsbewegung in Deutschland zwischen 1871 und 1918. Marburg (= Marburger Studien zur vergleichenden Ethnozoologie, 7) (zugl.: Marburg, Univ., Diplomarbeit)
- LANDKREISTAG NORDRHEIN-WESTFALEN (1980): Empfehlungen »Kulturelle Aufgaben im Kreisbereich«, Beschluß des Vorstandes v. 21.06.1979. In: Freizeit- und Kulturpolitik. Dokumentation des Kongresses »Freizeit – Chance für Kultur und Bildung«. S. 338–350. Düsseldorf (= Edition Freizeit, 42)
- LARCHER, DIETMAR (1988): Lernen im Museum – Lernen in der Schule. In: Museum als soziales Gedächtnis? Kritische Beiträge zur Museumswissenschaft und Museumspädagogik. Hg. Gottfried Fliedl. S. 158–169. Klagenfurt (= Klagenfurter Beiträge zur bildungswissenschaftl. Forschung, 19)
- LAUNERT, EDMUND (1970): Die Rolle des Museums in der Freizeitgesellschaft. In: Das Museum der Zukunft. Bd. 2: 14 Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des naturwissenschaftlichen Museums. Hg. Gerhard Bott. S. 101–113. Darmstadt
- MARTIN, ENGELBERTINE, JENS-JÖRGEN MIDDEKE U. FELIZITAS ROMEIS-STRACKE (1983): Freizeitverhalten. Hamburg (= Märkte im Wandel, 11)
- MENSENDIEK, JÜRGEN (1993): Zusammenarbeit mit dem Tourismus. Soll man wirklich? In: Mitteilungsblatt Museumsverband für Niedersachsen und Bremen, Nr. 45, S. 35–42
- MEUELER, ERHARD (1990): Museum – Bildung – Besucher. Einige Fragen und Anmerkungen aus der Sicht der Erwachsenenbildung. In: Frauen – Technik – Geschichte. Museen in Konfrontation mit gesellschaftlichen Schlüsselthemen. Tagung »Auf dem Wege zum Besuchermuseum« ... 1990 in der Evang. Akademie Loccum. Hg. Christa Schulze. S. 9–24. Heidelberg (= AfeB-Tagungsberichte)
- MÖBIUS, HANNO (1985): Entwicklung von Museumskonzeptionen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) 1974–1984. Berlin (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde, 15)
- DIE MUSEEN (1989): Die Museen – Besucherorientierung und Wirtschaftlichkeit. Köln (= KGSt-Gutachten)
- MUSEUMSKONZEPTION (1986): Museumskonzeption Baden-Württemberg. Villingen-Schwenningen (= Bildung in neuer Sicht, Neue Folge, 49)
- NEUE METHODEN (1993): Anneliese Almasan, Ellen von Borzykowski, Sigrid Schambach u. Hans-Joachim Klein: Neue Methoden der Ausstellungsplanung in Museen. Ein Projekt der Robert-Bosch-Stiftung. Abschlußbericht. Karlsruhe
- NEUES (1994): Neues in Organisation, Konzeption und Präsentation von Museen. Bearb. Margarethe Hubrath u. Helmut Lange. Köln (= DST-Beiträge zur Bildungs- und Kulturpolitik, 21)

- NOSCHKA-ROOS, ANNETTE (1994): Besucherforschung und Didaktik. Ein museumspädagogisches Plädoyer. Opladen (= Berliner Schriften zur Museumskunde, 11)
- NUSSL, EKKEHARD, ULRICH PAATSCH u. CHRISTA SCHULZE (1988): Bildung im Museum. Zum Bildungsauftrag von Museen und Kunstvereinen. Heidelberg (AfeB-Taschenbücher Weiterbildung)
- OPASCHOWSKI, HORST W. (1992): Das Jahrzehnt des Erlebnis-konsumenten. In: Museumskunde, Bd. 57, Heft 2/3, S. 81–87
- POMMERHNE, WERNER W., u. BRUNO S. FREY (1993): Museen und Märkte. Ansätze zu einer Ökonomik der Kunst. München
- PREIB, ACHIM (1990): Elfenbeinturm oder Massenmedium. Zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Museum und Publikum im 20. Jahrhundert. In: Das Museum. Die Entwicklung in den 80er Jahren. Festschrift für Hugo Borger zum 65. Geburtstag. Hg. Achim Preiß u. a., S. 261–278. München (= Zeit Zeuge Kunst)
- RAVE, JÜRGEN ORTWIN (1975): Der Museumsbesuch unter dem Einfluß von Massenmedien und Tourismus. In: Das Museum im technischen und sozialen Wandel der Zeit. Bericht über ein internat. Symposium, veranst. v. d. ICOM-Nationalkomitees der Bundesrep. Deutschland, Österreichs u. d. Schweiz ... 1973. Hg. Hermann Auer. S. 106–112. Pullach
- RINGBECK, BIRGITTA (1991): Dorfsammlung – Haus der Heimat – Heimatmuseum. Aspekte zur Geschichte einer Institution seit der Jahrhundertwende. In: Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Hg. Edeltraud Klüeting. S. 288–319. Darmstadt
- RODEKAMP, VOLKER (1993): Das Mindener Museum. Ein kulturgeschichtliches Stadt- und Regionalmuseum. In: Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven. Hg. Volker Rodekamp u. a. S. 71–80. – ders.: (Heimat-) Museen in Ostwestfalen-Lippe. Ein Überblick. Ebda., S. 103–108. Bielefeld (= Texte und Materialien aus dem Mindener Museum, 10)
- ROHMEDER, JÜRGEN (1977): Methoden und Medien der Museumsarbeit. Pädagogische Betreuung der Einzelbesucher im Museum. Köln
- RUWISCH, KLAUS (1991): Daten zur Museumslandschaft des Oldenburger Landes. Oldenburg
- SCHARIOTH, JOACHIM (1974): Kulturinstitutionen und ihre Besucher. Eine vergleichende Untersuchung bei ausgewählten Theatern, Museen und Konzerten im Ruhrgebiet. Bochum, Univ., Diss.
- SCHMINKE, HORST KURT (1995): Naturkundemuseen auf dem Weg in die Sackgasse. In: Mitteilungsblatt Museumsverband für Niedersachsen und Bremen, Nr. 49, S. 19–22
- SCHUCK-WERSIG, PETRA, MARTINA SCHNEIDER u. GERNOT WERSIG (1988): Wirksamkeit öffentlichkeitsbezogener Maßnahmen für Museen und kulturelle Ausstellungen. Berlin (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde, 21)
- SCHULTE, ANDREAS (1994): Die Bereitstellung der kulturellen Infrastruktur in Nordrhein-Westfalen. Eine kritische Bestandsaufnahme der Ausstattung, Organisation und Finanzierung aus ökonomischer Sicht. Münster, Univ., Dipl.arb.
- STÄNDIGE KONFERENZ DER KULTUSMINISTER DER LÄNDER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (1969): Empfehlungen zum Bildungsauftrag der Museen. Beschluß der KMK v. 03.07.1969. In: Bundesanzeiger, Jg. 21, Nr. 140, S. 4
- STIEHLER, HANS-JÖRG, u. BERND LINDNER (1991): Besucherstrukturen in Kunstaustellungen. In: Rückblende. Museumsbesucher und Besucherforschung in der DDR. S. 7–23. Karlsruhe (= Karlsruher Schriften zur Besucherforschung, 2)
- STURM, EVA (1991): Konservierte Welt. Museum und Musealisierung. Berlin
- TREINEN, HEINER (1973a): Ansätze zu einer Soziologie des Museumswesens. In: Soziologie. Sprache, Bezug zur Praxis, Verhältnis zu anderen Wissenschaften. René König zum 65. Geburtstag. Hg. Günter Albrecht u. a. S. 336–353. Opladen
- TREINEN, HEINER (1973b): Das Problem des Schaumuseums aus soziologischer Sicht. In: Museologie. Bericht über ein internat. Symposium, veranst. v. Dt. Nationalkomitee d. ICOM ... 1971. S. 109–116. Pullach (= Seminarberichte der Deutschen UNESCO-Kommission, 18)
- TREINEN, HEINER (1974): Museum und Öffentlichkeit. In: Denkschrift Museen. Zur Lage der Museen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West). S. 21–38. Boppard
- TREINEN, HEINER (1975): Das Museum in der Gesellschaft der Gegenwart. In: Das Museum im technischen und sozialen Wandel der Zeit. Bericht über ein internat. Symposium, veranst. v. d. ICOM-Nationalkomitees der Bundesrep. Deutschland, Österreichs u. d. Schweiz ... 1973. Hg. Hermann Auer. S. 113–122. Pullach
- TREINEN, HEINER (1986): Informations- und Bildungsinteressen potentieller Besucher in wissenschaftlichen Museen. In: Chancen und Grenzen moderner Technologien im Museum. Bericht über ein internat. Symposium ... 1985 ... veranst. v. d. ICOM-Nationalkomitees der Bundesrep. Deutschland, Österreichs u. d. Schweiz. S. 172–186. München
- TREINEN, HEINER (1988): Was sucht der Besucher im Museum? Massenmediale Aspekte des Museumswesens. In: Museen als soziales Gedächtnis? Kritische Beiträge zur Museumswissenschaft und Museumspädagogik. Hg. Gottfried Fliedl. S. 24–41. Klagenfurt (= Klagenfurter Beiträge zur bildungswissenschaftl. Forschung, 19)
- TREINEN, HEINER (1990): Strukturelle Konstanten in der Entwicklung des Museumswesens. In: Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Hg. Wolfgang Zacharias. S. 151–165. Essen (= Edition Hermes, 1)
- TREINEN, HEINER (1991): Motivationen zum Museumsbesuch. Museumstypen und Besucherprofile. In: Besucherinteressen und Besucherverhalten in historischen Museen und Ausstellungen. Dokumentation einer Tagung. Hg. Bernd Faulenbach u. a. S. 37–45. Recklinghausen (= Beiträge, Informationen, Kommentare; Beihefte, 7)
- TREINEN, HEINER, u. HELMUT KROMREY (1992): Trendanalyse von Besuchszahlen-Entwicklungen in den Museen der (vormaligen) Bundesrepublik Deutschland. In: Theorie, Daten, Methoden. Neue Modelle und Verfahrensweisen in den Sozialwissenschaften. Hg. Hans-Jürgen Andreß u. a. S. 367–381. München
- WAIDACHER, FRIEDRICH (1993): Handbuch der Allgemeinen Museologie. Wien (= Mimundus, Wissenschaftl. Reihe des Österreichischen TheaterMuseums, 3)
- WESCHENFELDER, KLAUS, u. WOLFGANG ZACHARIAS (1981): Handbuch Museumspädagogik. Orientierungen und Methoden für die Praxis. Düsseldorf (= Schwann-Handbuch)
- WICK, RAINER (1979): Das Museumspublikum als Teil des Kunstpublikums. In: Kunst-Soziologie. Bildende Kunst und Gesellschaft. Hg. Rainer Wick u. a. S. 259–278. Köln (= DuMont-Taschenbücher, 80)
- WOHLMANN, RAINER, u. FRIEDRICH SCHMIDT (1978): Bewertung von Fremdenverkehrsorten, insbesondere Kurorten, im Rahmen der Netzkonzentration der Deutschen Bundesbahn. Bonn (= Raumordnung, 06.020)

Anschrift des Verfassers: Dr. Markus Walz, Westfälisches Museumsamt, Schwelingerstr. 5, 48145 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster

© 1996 Landschaftsverband Westfalen-Lippe,
Geographische Kommission für Westfalen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Gesamtherstellung: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster, 1996

Achte Lieferung insgesamt
ISBN 3-402-06199-6

Doppelblatt: Museen 1990/91
ISBN 3-402-06201-1